This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

28.
79.
600011111B

Berichtigung einiger Mißdeutungen

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel.

BIBLIOTHECA · BODLEIANA

Berlin, 1828.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

79

I.

Beleuchtung
eines
Vorgebens der franzöſiſchen Zeitſchrift: der Katholik.

In einer Zeitſchrift, betitelt: Le Catholique, ouvrage périodique publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, welche in Paris monatlich erſcheint, heißt es Tome VI, No. 18. Juni 1827. pag 607:

M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique.

Es iſt nicht meine Sitte, das Publicum mit meinen perſönlichen Angelegenheiten zu beläſtigen. Als Schriftſteller gebe ich meine Arbeiten der öffentlichen Beurtheilung Preis, wie ſie auch

ausfallen möge; ſogar gegen ſehr gehäſſige und leidenſchaftliche Angriffe auf meinen Charakter erachtete ich nicht für nöthig, mich zu vertheidigen. Auf mehrere eigens gegen mich gerichtete Schriften, auf unzählige in Deutſchland und Frankreich gedruckte Zeitungs-Artikel habe ich nicht Eine Zeile der Erwiederung verwendet. In dem vorliegenden Falle aber könnte mein Stillſchweigen mißverſtanden werden. Es iſt mir nicht um eine Rechtfertigung, ſondern um eine Berichtigung zu thun. Der ungenannte Verfaſſer des angeführten Aufſatzes meynt es, gar nicht übel mit mir. Er nennt mich neben ſehr berühmten Namen, neben Schiller und Herder. Er iſt geneigt, mich unter die mit ihm gleichgeſinnten zu zählen. Er irrt ſich. Ich muß die mir zugedachte Ehre ablehnen.

Uebrigens mag der Verfaſſer ſelbſt zuſehen, ob er durch den Ausdruck „à moitié catholique" der Sache, die er zu verfechten unternimmt, nichts vergiebt. Denn ich ſollte meynen, vor einer geiſtlichen Obergewalt, welche unbedingte Unterwer-

ſung fodert, würde halb ſo viel als gar nicht gelten. Wenn er aber ſagen will, ich ſey im Uebergange begriffen, und habe nur noch die Hälfte des Weges zurückzulegen, um zu ſeiner Denkart überzugehn, ſo iſt auch dieſes durchaus ungegründet.

In unſerer an befremdlichen Schwankungen und unerwarteten Uebertritten ſo fruchtbaren Zeit, könnte jedoch eine bloß verneinende Erklärung immer noch einigermaßen zweideutig und ausweichend erſcheinen. Ich ergreife daher gern dieſe an ſich unbedeutende Gelegenheit, um das gerade Gegentheil von dem, was in jener Zeitſchrift behauptet wird, ausdrücklich zu erklären.

Ich ſchätze mich glücklich, in einer evangeliſchen Gemeinde erzogen worden zu ſeyn, und von meinem Vater, einem gelehrten, frommen und würdigen Geiſtlichen, den erſten Unterricht in den Lehren des Chriſtenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinſchaft meines Vaters, meines älteren Bruders, und ſo vieler Vorfahren, welche nicht

nur Anhänger, ſondern ſeit mehr als zweihundert Jahren Prediger des evangeliſchen Glaubens wa≠ren, trennen, ſie als verderbliche Irrlehrer ver≠dammen, und ihre Gebeine aus der chriſtlichen Begräbniß≠Stätte hinauswerfen zu wollen. Ich betrachte das durch die Reformatoren ſo helden≠müthig wieder errungene Recht der eignen freien Prüfung als das Palladium der Menſchheit, und die Reformation, dieſes große Denkmal des deut≠ſchen Ruhmes, als eine nothwendige weltgeſchicht≠liche Begebenheit, deren heilſame Wirkungen, durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu theuer erkauft, ſeit drei Jahrhunderten ſich als jeder Er≠weiterung der Erkenntniß, jeder ſittlichen und ge≠ſelligen Verbeſſerung förderlich bewährt haben. Dieſe Wirkungen haben ſich unläugbar ſogar auf Länder erſtreckt, wo die Reformation die ihr ent≠gegenſtellten Hinderniſſe nicht hat beſiegen kön≠nen. Wiewohl in der letzten Hälfte des funf≠zehnten und zum Anfange des ſechzehnten Jahr≠hunderts, an der Gränze des Mittelalters und der neueren Zeit, vieles zuſammentraf, was dem

menſchlichen Geiſte einen mächtigen Aufſchwung gab, ſo muß doch nach meiner Ueberzeugung der Reformation an der gegenwärtigen, in der Geſchichte beiſpielloſen Höhe der Europäiſchen Bildung ein ſehr bedeutender Antheil zugeſchrieben werden. Europa iſt wenigſtens theilweiſe mündig geworden; und alle Verſuche, noch ſo künſtlich angelegt, den mit dem Marke wiſſenſchaftlicher Forſchung genährten und zur Männlichkeit herangewachſenen Geiſt wieder in die alten verlegenen Kinderwindeln einzuſchnüren, werden hoffentlich vergeblich ſeyn.

Will nun jemand mir einwenden, daß manche Stellen meiner früheren Schriften mit dieſer Erklärung nicht übereinzuſtimmen ſcheinen, ſo bin ich nicht geſonnen, wie jener Römer zu antworten: „Was ich geſchrieben habe, das habe ich geſchrieben.“ Es ſollte mir leid thun, wenn mannichfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja ſtürmiſchen Zeit, wenn anhaltende innere Thätigkeit des Geiſtes, ernſte Betrachtung und Selbſtbeobachtung in verſchiedenen Lebensaltern mich

gar nichts gelehrt hätte. Wer alſo in meinen früheren Schriften hier und da unreifes, einſeitiges und übertriebenes findet, dem werde ich bereitwillig beitreten. Wenn ich es der Mühe werth halte, eben jetzt meine in Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätze zu ſammeln, ſo geſchieht es hauptſächlich, um eine Auswahl zu treffen, eine Durchſicht vorzunehmen, und mich feierlichſt dagegen zu verwahren, daß man nicht, was ich zur Vergeſſenheit verurtheilt habe, nach meinem Tode wieder ans Licht ziehe und mir aufbürde.

Uebrigens meyne ich doch, ich hätte nur wenige Behauptungen ganz zurückzunehmen, andere bloß genauer zu beſtimmen und zu beſchränken. Man kann den Aeußerungen eines Schriftſtellers leicht einen ganz andern Sinn unterſchieben, als den er beabſichtete, wenn man ſie, abgeſondert von ihren nächſten Beziehungen und Anläſſen, bei ganz veränderter Lage der Sachen wiederhohlt. Hiemit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß die Ueberzeugungen und Anſichten mit den Zeitläufen wechſeln müßten. Ich denke, niemand wird mir Schuld

geben, den jedesmaligen Lieblingsmeynungen des Tages gehuldigt zu haben, mit denen ich mich ja fortwährend im Widerſpruch befand. Aber je nachdem ein vorwaltender Hang, eine einſeitige Richtung ſich kund giebt, kann es nützlich ſeyn, bald an dieſe, bald an jene allzuſehr verkannte Wahrheit nachdrücklich zu erinnern; und ein Schriftſteller, der es thut, beweiſt eben dadurch die Feſtigkeit ſeiner Denkart, und ſeine Unabhängigkeit von augenblicklichen äußern Einflüſſen.

Das Schöne, Gute und Große habe ich nach meiner beſten Einſicht freudig anerkannt, wo es ſich auch vorfinden mochte. Wenn dies mich der Abtrünnigkeit verdächtig macht, ſo weiß ich mir nicht zu helfen. Große Dichter, deren begeiſterte Darſtellungen den katholiſchen Glauben verherrlichen: einen Dante, einen Calderon, habe ich bewundert und geliebt; ich liebe und bewundere ſie noch.

Zwar den Dante dürfen wir, eben ſo wohl als die beiden andern Stifter der Italiäniſchen Litteratur, den Petrarca und Boccaccio, wie einen

Vorläufer der Reformation betrachten. Seine Theologie iſt innigſt verbunden mit ſeiner Philoſophie. Wo die kirchlichen Lehren ſeinem Gefühl zu ſtark widerſprachen, wie bei der ewigen Verdammniß der vor der Taufe geſtorbenen Kinder, und der tugendhaften weiſen Heiden, da hat er eine leidliche Auskunft zu treffen geſucht; und den letztgenannten Bewohnern ſeiner Hölle beweiſet er eine faſt kindliche Ehrerbietung. Die Misbräuche der Hierarchie, die damalige Sittenverderbniß der Geiſtlichkeit rügt er mit niederſchmetternder Beredſamkeit: Luther konnte in ſeiner Freimüthigkeit nicht weiter gehen. Dante's Werk, wenn es nicht im Beſitz der Oeffentlichkeit und des Ruhmes wäre, dürfte im heutigen Italien zuverläſſig nicht zum erſten Male ans Licht treten.

Calderon lebte ſeit der Reformation, aber in einem Lande, wo die Inquiſition herrſchte. Wenn er zu Gunſten der National-Ehre die Gräuel verſchweigt, wodurch die Eroberung America's geſchändet worden iſt; wenn er jene rohen und hab-

ſüchtigen Wüthriche, die Verheerer Peru's, als chriſtliche Helden ſchildert (in ſeiner Aurora in Copacavana): ſo können wir ihn entſchuldigen; denn die Sittlichkeit eines dramatiſchen Werkes muß nach der Darſtellung ſelbſt, nicht nach der außerhalb liegenden hiſtoriſchen Wahrheit, beurtheilt werden. Wenn er aber religiöſe Verfolgungen gut heißt, ſo iſt der Zauber ſeiner Poeſie verſchwendet, weil jedes menſchliche Gefühl ſich empört. Daß vor anderthalb Jahrhunderten ein wiſſenſchaftlich unterrichteter, geſellſchaftlich gebildeter Spanier, wie Calderon war, die Vorurtheile des Pöbels gegen die Proteſtanten theilen konnte, erinnert an den heutigen Zuſtand Spaniens, und eins wird aus dem andern begreiflicher.

Nach ſolchen Namen kann ich nicht ohne Beſchämung von meinen Gedichten reden. Die, welche hier in Betracht kommen, beziehen ſich meiſtentheils auf das Verhältniß des äußerlichen Gottesdienſtes, der Ceremonien und Feſte, der heiligen Geſchichten, und der ſpäteren Ueberliefe-

rungen, welche die katholiſche Kirche, wo nicht ausdrücklich anerkennt, doch ungehindert in Umlauf ſetzen läßt, zu den bildenden Künſten. Dieſer Geſichtspunkt liegt zu Tage; zum Ueberfluß habe ich ihn noch ausdrücklich, und damals nicht ohne einen gewiſſen jugendlichen Leichtſinn aufgeſtellt (Athenäum, B. II. S. 134 u. f.). Ich konnte beſorgen, durch jene Gedichte eher ſtrengen Katholiken als meinen Glaubensgenoſſen Anſtoß zu geben. Mein Gedicht: der Bund der Kirche mit den Künſten, iſt nichts anders als ein Ueberblick der neueren Kunſtgeſchichte ſeit dem Mittelalter in einer allegoriſchen Einkleidung.

Man erzählt, der Pabſt Adrian der fünfte, ein gelehrter Mann, aber ohne Kunſtſinn, habe, da man ſich beeiferte ihm bei ſeiner Ankunft in Rom die Schätze des Vaticaniſchen Muſeums zu zeigen, ſich nach einem flüchtigen Blicke gleichgültig davon abgewendet, und geſagt: sunt idola paganorum. Müſſen wir um ächte Proteſtanten zu ſeyn, es nun unſererſeits mit den Meiſterwerken katholiſcher Künſtler eben ſo halten?

Ich denke nicht. Kunſtliebende Fürſten haben niemals ſo gedacht. Gemälde, die ſonſt als Altarblätter dem Gottesdienſte gewidmet waren, zieren jezt, um theure Preiſe erworben, die Gallerien, und erregen meiſtens nur eine ganz andere Art der Begeiſterung. Ich gehe noch weiter. Warum ſollten wir uns nicht beim Anblicke einer Darſtellung, die auf der Grundlage uns ganz fremder Vorausſetzungen ruht, religiöſen Rührungen überlaſſen dürfen, wenn das fromme Gemüth des Künſtlers ſich in den Geſichtszügen und Gebehrden der an der Handlung theilnehmenden Perſonen ſpiegelt? Je unglaubhafter die Legende, je anſtößiger vielleicht ſie uns iſt, deſto weniger hat es damit Gefahr. Wenn ich den milden und kindlichen Sinn preiſe, worin Johann von Fieſole die Lebensgeſchichte ſeines Schutzheiligen Dominicus in einer Reihe von Bildern aufgefaßt (den blutigen Auftritten des Albigenſer Krieges hat der Pinſel des frommen Mönches ſich weislich entzogen), folgt daraus, daß ich an die Wunder des Ordensſtifters glaube, und

alle ſeine Thaten gut heiße, wie die Geſchichte ſie urkundlich darlegt? Eben ſo wenig, als der Bewunderer des Alterthums für einen Anbeter der Olympiſchen Götter gilt, weil er entzückt anerkennt, daß die Griechiſchen Künſtler aus den dunſtigen Regionen des Aberglaubens ſich in die ätheriſche Sphäre ſittlicher Urbilder emporgeſchwungen, und dadurch die Religion ihres Volkes verklärt haben.

Ich glaube, in obigem alles erörtert zu haben, was in meinen gedruckten Schriften den Verfaſſer des Aufſatzes bewogen haben mag, mich „den hohen proteſtantiſchen Intelligenzen" beizuzählen, welche neuerdings, ganz oder halb, katholiſch geworden ſeyen.

De hautes intelligences protestantes se sont faites dernièrement catholiques*): tels

*) Durch dieſen ſeltſamen Ausdruck, den die Franzöſiſche Akademie gewiß nicht billigen wird, verräth ſich der Verfaſſer als einen Ausländer in Frankreich. Er hat ſagen wollen: Des hommes d'un esprit supérieur parmi les protestants, se sont faits etc.

sont les Stolberg, Fr. Schlegel, Werner, Adam Muller, Schelling, Tieck, Schlosser. Tout homme de génie dans les contrées protestantes, penche aujourd'hui, à son insu ou autrement, vers le catholicisme: tel est l'ascendant irrésistible de la vérité. Citons W. Burke, W. Jonas, Jean de Muller, le poète Claudius, Lavater et plusieurs autres. Goethe s'est décidé fort tard en faveur du panthéisme. Jamais il ne fut protestant, et l'on trouve dans quelques-uns de ses ouvrages une tendance catholique prononcée. Schiller, lorsque son talent se perfectionna, entra de plus en plus dans des conceptions catholiques. Dans Wallenstein, Marie Stuart, Guillaume Tell, rien ne rappelle l'auteur déréglé de don Carlos, le violent déclamateur dont la jeunesse composa cette histoire boursoufflée de la Révolution des Pays-Bas. M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique: jamais Herder ne fut hostile.

Das Irrige und Grundloſe vieler von den obigen Angaben werden die Leſer ohne mein Zuthun berichtigen. In der erſten Aufzählung ſtehen ein paar Namen von Männern, die meines Wiſſens nicht übergetreten ſind; andre ſind vielleicht keine hohen Intelligenzen. Mit Sir William Jonas, das iſt ganz aus der Luft gegriffen. Eine ſo entgegengeſetzte Meinung war über ihn in England verbreitet, daß ſein Biograph, Lord Teignmouth, ſichs zum eignen Geſchäft macht, aus noch ungedruckten Aeußerungen von ihm zu beweiſen, er ſey wirklich ein Chriſt geweſen; aber dieſe Aeußerungen ſind ganz im proteſtantiſchen Sinne abgefaßt. Auch Burke gehört nicht hieher, aber es iſt unnöthig dabei zu verweilen. Wie es ſich mit den Deutſchen Dichtern, Denkern und Gelehrten verhält, die hier in der zweiten Reihe aufgeführt ſind, wiſſen wir alle.

Schillers Geſchichte der Niederlande mußte freilich herabgewürdigt werden, denn hier liegt die proteſtantiſche Geſinnung allzu ſehr am Tage.

Wenn

Wenn wir dem Verfaſſer des Aufſatzes halbweg gute Worte geben, ſo übernimmt er die Verthei- digung Philipps des Zweiten und des Herzogs von Alba. Schillers Geſchichte des dreißigjähri- gen Krieges wird mit Stillſchweigen übergangen: ſie war doch ein Werk ſeiner reiferen Jahre. Und was die Schauſpiele betrifft, denen noch die Jung- frau von Orleans beigefügt werden konnte, ſo iſt die daraus gezogene Folgerung ganz unſtatthaft. Die dramatiſche Kunſt wäre unmöglich, wenn es dem Dichter nicht erlaubt ſeyn ſollte, ſich in die Denkart des Zeitalters und der aufgeführten Per- ſonen zu verſetzen, ja die Macht eines ihm frem- den religiöſen Glaubens oder Aberglaubens über die Gemüther in ihrer vollen Stärke zu ſchildern. Für die Reden ſeiner Perſonen kann der Dich- ter alſo nicht verantwortlich gemacht werden, ſo lange ſie aus der Lage und dem angenommenen Charakter natürlich hervorgehn. Allerdings kann er in der Anlage des Ganzen und in einzelnen Stellen Parteilichkeit und perſönliche Abſichten verrathen, eben ſo wohl wie der Geſchichtſchrei-

her: aber in den genannten Werken dürfte dies ſchwerlich nachzuweiſen ſeyn.

Wenn der Verfaſſer des Aufſatzes aus ſeiner Verworrenheit heraus verſtände, Dichter gehörig zu leſen, ſo hätte er in Mortimers Erzählung von ſeiner Reiſe nach Rom vielmehr eine Satire auf gewiſſe fantaſtiſche Uebertritte finden können.

Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Koloſſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing; —

Ja ja! Antike Marmorſäulen, Triumphbogen, die Ruinen des Coliſeums, das ſind in der That unwiderlegliche Beweiſe für die Richtigkeit der von Rom ausgegangenen Entſcheidung theologiſcher Streitfragen! Nun mußte ſich Mortimer der ſiegreichen Gewalt der Wahrheit gefangen geben, und die Anglicaniſche Kirche abſchwören! Derſelbe Mortimer ſagt nachher:

Alle Frevel ſind
Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergſte
Begehen, und ich will's. — —
Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hoſtie geſchworen.

Die ſchreckliche, aber auf ſo vielen Blättern der Geſchichte beurkundete Wahrheit, daß fanatiſche Verblendung zu jeder Frevelthat hinreißen kann, iſt wohl niemals eindringender anſchaulich gemacht worden, als in dieſen kurzen Zeilen, worin der vortreffliche Dichter ſeine Meiſterſchaft in der dramatiſchen Kunſt glänzend bewährt hat.

Indem ich den Sprecher im Katholiken verabſchiede, ſey es mir erlaubt eine Zuſammenſtellung zu machen, die zwar etwas lächerliches hat, woraus aber meine Leſer ſehen mögen, was für ſeltſame Anfechtungen ein Schriftſteller erleiden muß. Während ich hier ein halber Katholik heiße, werde ich von einem Italiäniſchen Autor für einen halben Renegaten angeſprochen, weil ich in meiner Schrift über dramatiſche Kunſt und Literatur geſagt, Voltaire habe in ſeinem Mahomet einen großen hiſtoriſchen Charakter entſtellt. Wie ich dies meynte, habe ich dort zur Genüge erklärt: Kühnheit, Beharrlichkeit, ausgezeichnete Gaben zum Volks- und Heerführer, machen zuſammen einen großen Charakter aus. „Wie mich dünkt," ſagt

Herr Pagani-Ceſa *), „hat dieſe Rede des Herrn „Schlegel den Anſchein der Vorliebe für die Secte „der Muſelmänner. — — — — Alles dieſes würde „ſich beſſer im Munde eines Türken ziemen, als „eines Mannes, der an Voltaire Aergerniß ge„nommen, u. ſ. w." — Es ſcheint wohl, daß die Türken nicht ſo bereitwillig ſind, als Hr. von Eckſtein und ſeine Mitarbeiter, einen Ungläubigen unter die Muſelmänner zu zählen. Wenigſtens habe ich von dem Mufti in Conſtantinopel noch kein Belobungsſchreiben empfangen.

*) *Sovra il teatro tragico Italiano, considerazioni di G. U. Pagani-Cesa.* Firenze 1825. Pag. 16. „A me sembra che questo discorso del Sig. Schlegel, a prima vista, abbia l'apparenza di amore alla Setta Musulmana. — — — — Tutto ciò starebbe meglio in bocca di un Turco, che in quella di un Uomo, che si mostra scandalitzato, perchè Voltaire abbia etc.

II.

Beleuchtung

der

Beſchuldigungen in der Anti-Symbolik

von

J. H. Voß.

Ich wende mich nun zur Widerlegung von Beſchuldigungen, die mir von der entgegengeſetzten Seite her gemacht worden ſind: ich meyne die in der Anti-Symbolik von Johann Heinrich Voß enthaltenen. Wer das folgende lieſt, wird wohl begreifen, welche Ueberwindung es mich koſtet. Mich dünkt, ich bin berechtigt, von einem Gegner, mit dem ich mich einlaſſen ſoll, den Ton der edeln Sitte zu erwarten, welcher in den Kreiſen

der gebildeten Geſellſchaft, ſogar bei einem Zwei⸗kampfe auf Leben und Tod, niemals verletzt wird. Den Ton der Anti⸗Symbolik aber brauche ich nicht näher zu bezeichnen: meine Leſer werden ihn aus den beigebrachten Proben hinreichend kennen lernen. Ein unüberwindlicher Ekel wan⸗delte mich jedesmal an, wenn ich dieſes Buch in die Hand nahm; um nur alle mich betreffenden Stellen aufzufinden, mußte ich das Ganze we⸗nigſtens durchblättern. Gern hätte ich mich alſo überredet, eine Widerlegung des an ſich ſchon un⸗glaublichen ſey überflüßig. Ueberdieß fand ich mich hier in der beſten Geſellſchaft verunglimpft, mit berühmten und in Deutſchland verehrten Namen den meinigen gepaart: und ich erfuhr nicht, daß irgend einer der angegriffenen Män⸗ner, die ich zum Theil wegen ihrer Schriften, zum Theil aus perſönlicher Bekanntſchaft hoch⸗ſchätze, wie die Herren Creuzer und Daub, oder die ich meine Freunde nennen darf, wie Ludwig Tieck und Schelling; ich erfuhr nicht, ſage ich, daß einer von ihnen nöthig gefunden habe, ſich

gegen ſolche Angriffe zu vertheidigen. Was meinen Entſchluß zu einer Erklärung über das mich betreffende entſchieden hat, iſt folgender Umſtand. Voß hat aus einem anonymen Aufſatze, einer Recenſion, Aeußerungen angeführt, die wirklich von mir herrühren, und die, ſo aus dem Zuſammenhange geriſſen, wie er ſie ſtellt, bei ununterrichteten Leſern ſeinem Vorgeben einen gewiſſen Schein geben können. Meine freimüthigen Urtheile über Voß als Dichter und Ueberſetzer, lange Jahre zuvor öffentlich mit Nennung meines Namens gefällt, ſichern mich vor dem Verdacht, als hätte ich mich vor einem ſolchen Gegner gefürchtet, und bei ſeinen Lebzeiten nicht zu antworten gewagt. Auch iſt ja der zweite Theil der Antiſymbolik, worin dieſelben Beſchuldigungen erweitert wiederhohlt werden, erſt nach dem Tode des Verfaſſers ans Licht getreten. Wenn die Lüge noch von einem Grabe her erſchallt, ſo kann durch den Tod des Urhebers die Wahrheit ihrer unverjährbaren Rechte keinesweges verluſtig werden. Endlich hat Voß ſo eifrige Lobredner gefunden,

Herr Pagani-Ceſa *), „hat dieſe Rede des Herrn „Schlegel den Anſchein der Vorliebe für die Secte „der Muſelmänner. — — — — Alles dieſes würde „ſich beſſer im Munde eines Türken ziemen, als „eines Mannes, der an Voltaire Aergerniß ge„nommen, u. ſ. w." — Es ſcheint wohl, daß die Türken nicht ſo bereitwillig ſind, als Hr. von Eckſtein und ſeine Mitarbeiter, einen Ungläubigen unter die Muſelmänner zu zählen. Wenigſtens habe ich von dem Mufti in Conſtantinopel noch kein Belobungsſchreiben empfangen.

*) *Sovra il teatro tragico Italiano, considerazioni di G. U. Pagani-Cesa.* Firenze 1825. Pag. 16. „A me sembra che questo discorso del Sig. Schlegel, a prima vista, abbia l'apparenza di amore alla Setta Musulmana. — — — — Tutto ciò starebbe meglio in bocca di un Turco, che in quella di un Uomo, che si mostra scandalitzato, perchè Voltaire abbia etc.

„ſeiner Indiſchen Buchdruckerei noch mehrere des „barbariſchen Morgenlandes, u. ſ. w.

S. 353, 354.

„Mit ſolchem Anwachs vorausſetzender und „ſich ſelbſt „conſtruirender“ Idealdenker verbrüder„ten ſich anwachſende Idealdichter, deren Ideal, „Urſchrei der Wildniß, und Urkunſt des wildkräf„tigen Mittelalters, unter dem Namen der Ro„mantik römelte. Wie den alten Kant jene „kräftigen Vorausſetzer abgeſetzt, ſo erhuben die „kräftigen Romantiker einen Urſchrei, um Deutſch„lands altende Geſangmeiſter, Zöglinge des klaſ„ſiſchen Alterthums, bis auf Einen von unalten„der, und etwas bedenklicher Jugendkraft, mit„ſamt den altgriechiſchen und altrömiſchen Hei„den, herabzuſchreien. Selbſt Idealdenker befiel „einſt idealpoetiſche Wuth; nicht nur den Denk„mann der Lucinde, auch Beſſere drängte es, „Kraftverſe zu conſtruiren. Man lud öffentlich „junge Männer von Kraft, ſich anzuſchließen; „Schutzbedürftige folgten im Troß; und endlich „im Jahr 1807 verkündete der Rottmeiſter Wi-

„Helm Schlegel mit lautem Ruf: „eine un-„ſichtbare Gemeinſchaft edler Menſchen,“ zur „Verjüngung der kräftigen Pfaffenzeit.“

S. 379.

„Was ſoll die Verſicherung (des Hrn. Creu-„zer) die Reformation habe doch auch Erfreuli-„ches bewirkt, und aus Dankbarkeit, für ſeine „Ausbildung als Menſch und Gelehrter, gedenke „er im evangeliſch-proteſtantiſchen Glauben fer-„ner zu leben und auch zu ſterben? So redeten „Stark und Haller; ſo reden Tieck und „Wilhelm Schlegel, und alle myſtiſchen Pabſt-„verehrer, die Haller unter hohen und niedri-„gen Proteſtanten, ſogar unter Gelehrten und „Geiſtlichen, in Menge, und beinah ſprung-„fertig, bemerkt haben will.“

Th. II. S. 239. — 241.

„Neben den älteren Pflanzſchulen des rö-„miſchen Nachtſonnenthums entſtand in den Neun-„zigern die Schule der Romantiker; welcher „Name zugleich auf Dichtformen des Mittelal-„ters und auf Rom anſpielen ſollte. Sie auch

„unterwarf die Vernunft dem freien Spiele der „Fantaſie, zur Auffriſchung des alten Glaubens. „Sie verſprach, aus der Kälte der Vernunft in „die Wärme der Fantaſie zu retten, aus nüch„terner Beſchränktheit in zwangloſen Rauſch der „Willkühr, aus gemeinen Anſichten und Geſin„nungen in entzückten Geiſtesflug, aus der Proſa „des wirklichen Lebens in die erhebende Poeſie, „die eins ſey mit — Religion.

„Solche Lehren der Romantiker wiederhohlte „Wilhelm Schlegel ungeſcheut bei dem Ro„ſtorfiſchen Dichtergarten in der Jen. A. „L. Zeitung 1807. Nr. 220. Ihm iſt die Poeſie „nun wieder eine freie Kunſt. „Der Fantaſie, „ſagte er, werden die größten Rechte eingeräumt, „und ſie verwendet die übrigen Kräfte und An„triebe der menſchlichen Natur zu ſinnreichen Bil„dungen gleichſam nur in ihrem eignen Dienſte, „und mit keinem anderen Zweck, als ſich ihrer „gränzenlos ſpielenden Willkühr bewußt zu wer„den." Aber mehr als luſtige Fantaſieſpiele, dünkt „ihm, bedarf der Weltlauf; man ſucht „eines be-

„geiſterten Glaubens feſten Halt, man ſucht Er-
„quickung des Gemüths und Stärkung. „Die
„Poeſie muß ans Herz greifen, und Gegenſtän-
„den huldigen," um welche Liebe und Vereh-
„rung eine unſichtbare Gemeinſchaft ed-
„ler Menſchen verſammelt."

„Und was ſind die Gegenſtände der Huldi-
„gung? Wilhelm läßt ein Sonett ſeines Bru-
„ders Friedrich ſie ausſprechen: „Die lichten
„Zeiten, als Rittermuth der Andacht ſich verbun-
„den." Alſo die vom Hildebrandiſchen Sonnen-
„thum erleuchteten Zeiten durch poetiſche Künſtel zu
„empfehlen, verband ſich eine unſichtbare Gemein-
„ſchaft edler Romantiker. Bald hatte Friedrich
„Schlegel, und ein Trupp der Edlen, auch mit
„der That gehuldigt."

S. 252.

„Wilhelm Schlegels edle Geheimbünd-
„ner zur Herſtellung der Hildebrandiſchen Dom-
„herrnzeit, von welchen ein Klupp im Jahr 1805
„ſich bei uns (in Heidelberg) eingeniſtet, übten
„zumeiſt nur Sang und Klang für die geahnten

„Anſchauungen des karfunkelnden Orients und des „ſüdlichen Sonnenthums. Sie pilgerten nach „Rom, meiſtens in poetiſcher Fantaſie, zum Theil „auch wirklich.“.

S. 315.

„Noch früher, gewiß ſchon im Jahr 1804, „gehörte Creuzer *) zum Geheimbunde der Ro„mantiker, deſſen Zweck, Herſtellung des Mit„telalters, der eitele Wilhelm Schlegel in „einer Recenſion der Jen. Litt. Zeitung 1807. „Nr. 220. unbedacht ausplauderte. Friedrich „Schlegel und mehrere bekannten ſich öffentlich „zum Pabſt; Wilhelm glaubt, wie Creuzer, „noch Proteſtant zu ſeyn; und Ludwig Tieck „verhehlt ſeine Abſchwörung. Siehe Beſtät. d. „Stolberg. Umtriebe, S. 113. — 118.“.

---

*) Erſt im J. 1818 hatte ich das Vergnügen, nähere perſönliche Bekanntſchaft mit Hrn. Creuzer zu ſtiften. Vorher hatte ich ihn nur ein einziges Mal bei einer Durchreiſe im J. 1808 auf kurze Augenblicke beſucht.

Ich glaube keine der Stellen, wo von dem vermeynten geheimen Bunde die Rede iſt, überſehen zu haben. Der einzige Scheinbeweis, welchen Voß dafür aufzutreiben wußte, war die Stelle in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung; deswegen kommt er unaufhörlich darauf zurück. Meine Leſer werden ſehr erſtaunt ſeyn, wenn ich ihnen die angeführten Worte im Zuſammenhange des Aufſatzes vorlege, über deſſen Veranlaſſung ich nur weniges im Voraus zu erinnern habe.

Ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, mit dem ich ohne lange fortgeſetzten Umgang in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtand, ein jüngerer Bruder meines verewigten Freundes Novalis, Freiherr von Hardenberg, hatte unter dem Titel Dichtergarten, und unter dem Namen Roſtorf eine Sammlung von Gedichten als Taſchenbuch auf das Jahr 1807 herausgegeben. Dieſe Sammlung enthält eine beträchtliche Anzahl Stücke von meinem Bruder Friedrich, theils Lieder, theils Spruchgedichte. Mir war beſonders darum zu

thun, auf dieſe die Aufmerkſamkeit des Publicums zu lenken, wegen ihrer Beziehung auf die Zeitereigniſſe, und wegen der vaterländiſchen Geſinnung, welche ſie athmeten. Es war Grundſatz bei der Litteratur-Zeitung, nahe Verwandte und vertraute Freunde der Verfaſſer nicht als Beurtheiler auftreten zu laſſen. Indeſſen trug man kein Bedenken, hier eine Ausnahme zu machen. Die Herausgeber mochten wohl ſich überzeugt haben, daß das den Gedichten meines Bruders ertheilte Lob nicht aus einer verzeihlichen brüderlichen Partheilichkeit entſprungen, ſondern in der Wahrheit gegründet war.

Der Aufſatz iſt mit W. unterzeichnet. Ich bemerke im Vorbeigehn, daß Voß widerrechtlich handelte, indem er eine förmliche Denunciation gegen mich auf eine anonyme Schrift gründete. Dieſes darf man nur dann thun, wenn man den gerichtlichen Beweis führen kann, daß der Angeklagte wirklich der Verfaſſer ſey, welches Voſſen ſchwer gefallen ſeyn möchte. In dem freien und freimüthigen England wird das Recht der Ano-

nymität, ſowohl von Herausgebern politiſcher und litterariſcher Zeitſchriften als von andern, nachdrücklich behauptet. Wo keine Cenſur iſt, muß freilich irgendwer verantwortlich ſeyn; der Verleger kann nach Befinden der Umſtände in Strafe genommen werden, aber den Verfaſſer braucht er niemals zu nennen. Indeſſen beſtehe ich nicht auf meinem Rechte. Voß hat ganz richtig gerathen. Ich habe die Anzeige des Dichtergartens wirklich geſchrieben. Wie ich damals erkannt zu werden wünſchte, ſo rühme ich mich deſſen noch jetzt.

Der Anfang lautet ſo:

„Wenn nüchterne Beſchränktheit ſich der Poe„ſie anmaaßt, wenn die gemeinen Anſichten und „Geſinnungen, über welche uns eben die Poeſie „erheben ſoll, aus der Proſa des wirklichen Le„bens ſich verkleidet und unverkleidet wieder in „ihr einſchleichen, ja ſich ganz darin ausbreiten, „durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel läh„men, und ſie zum trägen Element herunterziehn: „dann entſteht ein Bedürfniß, das Dichten wie„derum als eine freie Kunſt zu üben, in welcher

die

„die Form einen vom Inhalte unabhängigen „Werth hat. Der Fantaſie werden alſo die größ„ten Rechte eingeräumt, und ſie verwendet die „übrigen Kräfte und Antriebe der menſchlichen „Natur zu ſinnreichen Bildungen gleichſam nur „in ihrem eignen Dienſte, und mit keinem andern „Zweck, als ſich ihrer gränzenlos ſpielenden Will„kühr bewußt zu werden. Dieſe Richtung ließ „ſich vor einigen Jahren in Deutſchland ſpüren. „Man ging den kühnſten und verlorenſten Ahn„dungen nach; oft wurde mehr eine dichteriſche „Melodie der Gefühle leiſe angegeben, als daß „man ſie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit „ausgeſprochen hätte; die Sprache ſuchte man zu „entfeſſeln, während man die künſtlichſten Ge„dichtformen und Sylbenmaaße aus anderen Spra„chen einführte, oder neue erſann; man gefiel „ſich vorzugsweiſe in den zarten, oft auch eigen„ſinnigen Spielen eines fantaſtiſchen Witzes. Un„ſtreitig iſt hiedurch manches zur Entwickelung ge„kommen, und die Einflüſſe davon dürften ſich „ſelbſt in den Hervorbringungen ſolcher Dichter

„nachweiſen laſſen, die unmittelbar an jener er=
„neuernden Bewegung am wenigſten Antheil ge=
„nommen. Die Ausartungen in eine leere müh=
„ſelige Gankelei ſind gleichfalls nicht unterwegs
„geblieben.

„Andre Umſtände ſchaffen andre Bedürfniſſe:
„denn der Sinn der Menſchen wechſelt, wie Ho=
„mer ſagt, mit den Tagen, welche die waltende
„Gottheit heraufführt. In einer Lage, wo man
„nur an einem begeiſternden Glauben einen fe=
„ſten Halt zu finden wüßte, wo dieſer Glaube
„aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar
„ſehr gefährdet wäre: da würde in der Poeſie
„jenes luſtige Streben, das wohl der Erſchlaf=
„fung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegen=
„arbeiten mochte, nicht mehr angebracht ſeyn.
„Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende
„Ergötzung ſucht man alsdann, ſondern Erquik=
„kung und Stärkung; und dieſe kann die Poeſie
„nur dann gewähren, wenn ſie in ungekünſtelten
„Weiſen ans Herz greift, und, ihrer ſelbſt ver=
„geſſend, Gegenſtänden huldigt, um welche Liebe

„und Verehrung eine unſichtbare Gemeinſchaft „edler Menſchen verſammelt. Den letzten Ge- „danken ſpricht ein Gedicht von Friedrich Schle- „gel am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitelm Wortgeklinge!
  Unedle laßt in Hochmuth ſich aufblähen,
  Sich um den eignen Geiſt bewundernd drehen,
  Beſeligt, daß ſo Einz'ges ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
  Aushöhlend mich eur Herz umwinden ſehen;
  Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunſt Höhen,
  Wer fühlt, wie heilig das ſey, was er ſinge.

Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
  Des Deutſchen Namens in den lichten Zeiten,
  Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden,

Die alte Schönheit, eh ſie ganz verſchwunden
  Zu retten fern von allen Eitelkeiten:
  Das ſey des Dichters hohes Ziel und Trachten.

„Die ganze Sammlung iſt in dieſem Sinne „gedacht."

Man ſieht, das erſte bis zu dem Abſatze iſt rein litterariſch: es ſind allgemeine Betrachtun-

gen über die poetiſchen Erzeugniſſe des letztver-
floſſenen Zeitraumes. Daß ſie Voſſen nicht ge-
fallen konnten, glaube ich gern: in den erſten
Zeilen ſind ja, ohne Nennung ſeines Namens,
ſeine eignen Gedichte unverkennbar geſchildert.
In dem folgenden würdigte ich nicht ohne Ta-
del das, was man damals die neuere Dichter-
ſchule nannte, und wozu mehrere meiner Freunde
mit mir durch Einführung Italiäniſcher und Spa-
niſcher Formen in die Deutſche Sprache, oder
durch erweiterten Gebrauch der ſchon eingeführ-
ten die Anregung gegeben hatten.

Der zweite Abſchnitt bezieht ſich auf die da-
malige Lage der öffentlichen Angelegenheiten:
deutlich genug, denke ich, um von allen verſtän-
digen Leſern verſtanden zu werden. Deutlicher
konnte ich nicht ſprechen, ſonſt hätten die Her-
ausgeber der Litteratur-Zeitung es gar nicht ein-
rücken dürfen. Mein aus der Schweiz einge-
ſendeter Aufſatz erſchien im September des Jah-
res 1807. Der Tilſiter Friede war geſchloſſen.
Nach den unglücklichen Feldzügen der Jahre 1805

1806 und 1807, nachdem die größten Mächte des feſten Landes, Oeſterreich und Rußland wiederholt, zuletzt Preußen, vergeblich und mit dem unglücklichſten Erfolge alles aufgeboten hatten, um der um ſich greifenden Weltherrſchaft Napoleons einen Damm entgegenzuſetzen, ſchien alle Hoffnung verloren zu ſeyn. Die eroberten oder ſonſt Deutſchen Fürſten entriſſenen Länder wurden an Napoleoniſche Dynaſtien ausgetheilt. Bald darauf erſtreckte ſich das Franzöſiſche Reich von der Gränze Dänemarks bis an die Gränze von Neapel. Die Bundesgenoſſen Napoleons, denen er augenblickliche Vortheile gewährte, konnten ſich ihr künftiges Schickſal vorausſagen. Deutſchlands politiſche Unabhängigkeit war dahin; es war beſtimmt, nach und nach dem Franzöſiſchen Reiche einverleibt zu werden. Aber etwas noch weit höheres, das koſtbarſte Eigenthum der Menſchheit, die geiſtige Bildung und die nationale Tugend, war dringend gefährdet. Wenn der Eroberer, der Länderverwüſter Napoleon unwiderſtehlich ſchien, ſo war der Despot, der Tyrann Na-

poleon noch weit furchtbarer als ein Menſchen-verderber. Er bot der Eitelkeit, dem Ehrgeize, der Habſucht die glänzendſten Lockungen aus; er belohnte mit beiſpielloſer Freigebigkeit alle Talente, alle Eigenſchaften, die ihm brauchbar waren. Nur Eine Bedingung war dabei: ſein Herrſcherwille, ja ſeine nur errathenen Winke mußten an die Stelle des Gewiſſens treten. In dieſer Art ſtellte er ſeine Diener auf die härteſten Proben; er gab ihnen Aufträge, die mit ihrer früheren Denkart im ſtärkſten Widerſpruche ſtanden: wenn ſie ſich dann nicht weigerten, ſo war er ihrer Ergebenheit gewiß. Die Poeſie und Beredſamkeit ſchätzte er als Organe der Schmeichelei; die Künſte, weil ſie ſeine Thaten und den Glanz ſeines Hofes verherrlichten; die Mathematik und Naturforſchung mußten zur Förderung der Kriegskunſt und des Gewerbfleißes angebaut werden. Aber die Philoſophie, das heißt der freie Gedanke, und die wahrhafte Geſchichtſchreibung waren ihm ein Gräuel: die Bücher des Tacitus hätte er gern aus der Welt geſchafft. Alle Erzeugniſſe des

menſchlichen Geiſtes in dem Bereich ſeiner Macht mußten die Liverei der Knechtſchaft tragen.

Die durch einen ſolchen Despotismus bei deſſen Werkzeugen bewirkte Verwandlung des Franzöſiſchen Nationalcharakters hatte ich ſchon Gelegenheit gehabt, aus der Nähe zu beobachten. Bonaparte's Günſtlinge und Vertraute ſprachen von Patriotismus, Menſchenliebe und Gerechtigkeit wie von alten Weibermährchen. Sie wußten keinen Unterſchied zwiſchen gut und böſe, als was dem Kaiſer gefiel oder misfiel. In Deutſchland zeigten ſich ähnliche Wirkungen: ſchon wurde der niedrigſte Ton der Schmeichelei angeſtimmt; ſchon gab es Menſchen genug, welche Napoleon als den Schöpfer eines neuen wiedergebohrenen Deutſchlandes prieſen.

In dieſer namenloſen Trauer, unter ſo verzweiflungsvollen Ausſichten, was blieb den Geiſtern übrig, die nicht bloß an der Erdſcholle hafteten, den Herzen, welche noch Deutſches Blut durchſtrömte, als ein begeiſternder Glaube; der Glaube an eine allgütige und allweiſe Vorſehung,

die über die Schickſale der Menſchheit waltet; der Glaube, daß der Triumph des Böſen nicht auf die Dauer beſtehen könne? Dann die Zuverſicht, Deutſchland ſey noch nicht tief genug geſunken, um die Schmach eines ausländiſchen Joches geduldig zu ertragen; fremder Waffenruhm und fremdes Kriegsglück habe nur einen Theil ſeiner Bewohner geblendet, und es gebe noch Männer, denen die beſiegte Partei gefalle; das nicht erloſchene, nur eingeſchläferte Selbſtgefühl werde bei der erſten günſtigen Gelegenheit erwachen, und mit ſeiner ſtolzen Kraft die künſtlich geſchmiedeten Bande zerreißen. Es war Pflicht, in der hoffnungsloſeſten Lage zu hoffen, und dieſe Hoffnung in Andern zu nähren: denn eine große Nation iſt nur dann von aller Hülfe verlaſſen, wenn ſie ſich ſelbſt aufgiebt. Und welches waren die Gegenſtände, um welche Liebe und Verehrung eine Gemeinſchaft edler Menſchen verſammelte? Das Vaterland, ſeine lange ſicher beſeſſene Unabhängigkeit und Würde; der alte Ruhm des Deutſchen Volkes, die kühnen Heldenthaten, die

biedern männlichen Tugenden, die es, unter den verſchiedenen Namen ſeiner einzelnen Stämme, ſeit beinahe zwei Jahrtauſenden, ſeit den Cimbern und Teutonen, ſeit Julius Caeſar und Arioviſt, ſeit den Legionen des Varus, in die Jahrbücher der Welt eingezeichnet hat. Unſichtbar mußte dieſe Gemeinſchaft freilich ſeyn, denn man war überall von Spähern umgeben. In einer Zeit, wo der Buchhändler Palm hingerichtet ward, weil er die Schrift „das erniedrigte Deutſchland" gedruckt hatte, und den Verfaſſer nicht nennen wollte, war es unmöglich öffentlich und unverkleidet zu ſprechen. Aber die Gleichgeſinnten verſtanden ſich aus der Ferne und auf das halbe Wort. Welchen höheren Zweck konnte ſich die Poeſie vorſetzen als den, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe unter der Aſche glimmend zu erhalten, bis es einmal wieder in helle Flammen auflodern könnte?

Auch ich, kaum von einer ſchweren Krankheit geneſen, dichtete damals vaterländiſche Lieder: eines bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahr

1806, ein anderes bei der allgemeinen Entwaffnung. Aber ich war entfernt: Freundſchaft und Dankbarkeit hielten mich in Frankreich feſt. Dieſe Gedichte konnten alſo nicht an ihre Beſtimmung gelangen: ſie nur ſchriftlich aufzubewahren, hätte ſchon die Freunde, bei denen ich lebte, in Gefahr gebracht. Noch ſind ſie mir zum Theil im Gedächtniſſe; der Aufruf wäre auf empfängliche Gemüther vielleicht nicht unwirkſam geweſen; aber für dieſe friedlichen Zeiten ſind die damals geſprochenen Worte zu flammend: ſie haben meinem Vaterlande nichts genützt, ſo mögen ſie in Vergeſſenheit begraben bleiben.

Ich weiß mir Voſſens Mißdeutung nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, daß er von allen den Begebenheiten, welche damals und in den folgenden Jahren die Schickſale Europa's entſchieden, nichts erfahren hatte. Er ſaß ruhig zwiſchen ſeinen vier Pfählen, hinter ſeinem Gartenzaun, über welchen hinauszublicken er niemals verſtanden hat. Die anrückenden Heere hatten ſeine Kohlpflanzen noch nicht zertreten: folglich

ſtand noch alles gut. Das Kriegsgetümmel, wovon die Erde dröhnte, der prahlende Triumph der Sieger, die Wehklagen der Völker drangen nicht bis zu ſeinem Ohr. Er hatte ganz andre Beſchäftigungen. Er ſammelte Stoff zu ſeiner Anti-Symbolik; er wiederkäuete die Zurückſetzungen und Beleidigungen, die er von ſeinem ehrwürdigen Lehrer und Wohlthäter Heyne vor etlichen dreißig Jahren erlitten zu haben vermeynte, um ſie nach einem halben Jahrhundert dem Publicum abermals der Länge und Breite nach zu erzählen; er klaubte aus einem Aufſatze, worin ich mein überwallendes Herz mit Gewalt zurückhielt, eine Stelle heraus, wodurch er mich eine Anzahl Jahre nachher meinen evangeliſchen Mitbürgern verdächtig zu machen hoffte.

Aber in dem abgeſchriebenen Sonett, worin ich meine eignen Geſinnungen wiederfand, hatte doch mein Bruder die deutſche Vorzeit gelobt: alſo die Prieſterherrſchaft, den Aberglauben, die Unwiſſenheit, die Barbarei des Mittelalters! Welche Art zu folgern! — Die Dichter werden

aufgefodert, große Gegenſtände mit allem Ernſte eines davon ergriffenen Gemüths zu beſingen:

Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des Deutſchen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden.

„In den lichten Zeiten,“ das heißt, in den ruhmvollen, glorreichen Zeiten; das vorhergehende, was Voß ausgelaſſen, läßt nicht der mindeſten Zweideutigkeit Raum. Es konnte meinem Bruder nicht einfallen, in Bezug auf Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit dem Mittelalter vor der heutigen Zeit den Vorrang zuzuſchreiben. In einem andern Gedichte derſelben Sammlung, Deutſche Sinnesart, preiſet er ja, daß der Deutſche jede ausländiſche Entdeckung und Erfindung ſich ſofort aneigne.

Was in Kunſt und Wiſſenſchaft
Fremder Himmel Hohes ſchafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.

Dort aber iſt bloß von der Thatkraft der Vorzeit die Rede. Waren die Zeiten eines Otto des Großen, eines Friedrich Rothbart etwa nicht glor-

reich für Deutſchland? Was konnte mehr geeignet ſeyn, das Nationalgefühl der Deutſchen zu wecken, als die Vergleichung jener Zeiten, wo ihr frei erwähltes Oberhaupt ſeine Oberherrlichkeit weit über die Länder Deutſcher Zunge hinaus, ſein ſchiedsrichterliches Anſehen faſt über Europa walten ließ, mit dem damaligen Zuſtande, wo Deutſchland ein militäriſch vorgeſchriebenes neues Staatsgeſetz von Frankreich empfing?

Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden.

Was hat nur in dieſer Zeile Voſſens Unwillen ſo gewaltſam erregt? Die Erwähnung des Muthes? oder der Andacht? oder des Ritterthums? Ja! tapfer waren die alten Ritter: das hat ihnen noch niemand abgeſtritten. Andächtig waren ſie auch meiſtens, nach ihrer einfältigen ſchlichten Weiſe, nach den Lehren und Formen der Römiſchen Kirche, weil es im Europäiſchen Abendlande keine andere gab. Daran thaten ſie nun nach Voſſens Meynung ſchon ſehr übel: aber wie konnten ſie anders? Endlich vollends waren ſie Ritter: das war abſcheulich! Allers

dings, der Unterſchied der Stände war im Mittelalter ſtark bezeichnet; dieß ging mit Nothwendigkeit aus der damaligen Stufe der Cultur hervor: ſobald der Gewerbfleiß der Städte emporkam, fühlten auch die Bürger ſich ſtolz neben dem Adel, und erwarben ſich Rechte und Freiheiten. Der Adel war, was er längſt zu ſeyn aufgehört hat, ein erblicher Kriegerſtand. Wenn aber irgend etwas die Härte der geſelligen Verhältniſſe mildern, den Misbrauch der Waffengewalt hemmen konnte, ſo waren es die Grundſätze des Ritterthums, welches vorſchrieb, die Hülfsbedürftigen zu beſchützen, der Wehrloſen zu ſchonen, und den Kampf ohne Hinterliſt mit gleichen Waffen zu führen.

Nichts kann die Menſchheit mehr adeln als die Verbindung der Tapferkeit mit ächter Frömmigkeit. Der bloß weltlich geſinnte Krieger mag für irdiſchen Beſitz und Ruhm ſein Leben muthig daran wagen; dieſer Muth kann durch Leidenſchaft bis zur Tollkühnheit geſteigert werden; der ungerechteſte Eroberer und ſeine raubſüchti-

gen Krieger können in der Luſt der Gefahr gleich-ſam ſchwelgen. Aber zur beſonnenen freiwilligen Aufopferung gehört uneigennützige Vaterlands-liebe, das Vertrauen auf die gerechte Sache, das Bewußtſein einer erfüllten Pflicht, vor allem der Glaube, das irdiſche Daſeyn habe nur in Bezug auf höhere und unvergängliche Güter einen wah-ren Werth. Wie ſehr ſittliche Antriebe den männ-lichen Muth ſtärken, das wußte ſchon Homer, als er den Hektor ſagen ließ:

Ein Wahrzeichen vor allen, dem Heimatlande zur Wehr ſtehn!

Von den übrigen dem Dichtergarten ein-gerückten Gedichten meines Bruders habe ich in dem oft erwähnten Aufſatze ausführlich geſpro-chen. Unter anderen ſagte ich:

„In Friedrich Schlegels früheren Gedichten „iſt zuweilen der Ausdruck nicht bis zur völli-„gen Klarheit gediehen; die hier mitgetheilten „hingegen ſind, ohne Anſtrengung oder Be-„wußtſeyn irgend eines Kunſtbeſtrebens unmit-„telbar aus dem Gemüth gefloſſen. So wie

„die Geſinnungen, ſind die gewählten Weiſen der „meiſten Stücke ächt national. In den Liedern „geht Schlegel ganz auf der Bahn eines Opitz, „Flemming, und andrer unſerer gediegenen und „vollherzigen alten Dichter; in den Sprüchen „(einer den Deutſchen vorzüglich eigenen, und „mit Recht ehemals unter ihnen beliebten Gat„tung) ſchließt er ſich an noch ältere, z. B. den „Verfaſſer des Freigedank und ähnliche an."

Dieſe Stelle hat Voß nicht abgeſchrieben: ſie hätte ſeinen ganzen Handel vordorben. Die Anpreiſung unſers Opitz und Flemming ſchmeckt nicht nach einem geheimen Plane zur Herſtellung des Pabſtthums und der Geiſteskuechtſchaft. Beide waren eifrige Proteſtanten: ſie haben ſich in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges als vaterländiſch geſinnte Männer bewährt, und die Helden der Religionsfreiheit geprieſen. Ich verglich ferner die Sittenſprüche meines Bruders mit denen im Freigedank, einem Werke des Mittelalters. Aber Voſſens düſtres und knechtiſches Mittelalter iſt ein weſenloſes Fantom, dem nie

etwas

etwas in der Wirklichkeit ähnlich geſehen hat. Er focht mit Geſpenſtern, in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart. Ich habe in andern Schriften das Mittelalter von manchen Seiten gelobt; das hat auch Johannes Müller gethan, der größte Kenner dieſes Theils unſerer Geſchichte. Die verkehrten Vorſtellungen vom Mittelalter, welche aus dem Dünkel einer ſeichten Aufklärung, und aus der tiefſten hiſtoriſchen Unwiſſenheit hervorgegangen waren, ſind nun ſchon längſt in der öffentlichen Meynung berichtigt. Nur Voß iſt ſtarr daran hängen geblieben. Möchten wir nur mit der Kraft unſerer Väter, auch etwas von ihrer Freimüthigkeit geerbt haben! Der Freigedank, zum Beiſpiel, entſpricht ſeinem Namen vollkommen. Das Buch enthält zwar theologiſche Sprüche nach dem katholiſchen Lehrbegriff; aber auch Sinnſprüche voll philoſophiſchen Tiefſinns; aber auch Aeußerungen über die kirchlichen Misbräuche, deren Kühnheit in Erſtaunen ſetzen muß *). Dieſe,

*) Ich ſetze aus dem wenig bekannten Buche, wovon wir noch keine kritiſche Ausgabe, ſondern

ſo wie manche Lieder unſerer Minneſänger und Meiſterſänger, ſind Vorboten der Reformation.

Die meiſten Gedichte meines Bruders in der von mir beurtheilten Sammlung ſind, wie ge-

---

bloß einen fehlerhaften unlesbaren Abdruck haben, einige Proben her, der leichteren Verſtändlichkeit wegen mit erneuerter Schreibung, und Auslaſſung der Zeilen, worin nicht zu enträthſelnde falſche Leſearten vorkommen.

Mancher hin zu Rome fährt,
Der von Raub dar und dannen zehrt,
Und gicht, der Pabſt habe ihm vergeben,
Was er geſündet habe ſein Leben;
Und wem er Schaden hätte gethan,
Deß habe er ihn alles ledig gela'n.
Wer das gicht, der iſt betrogen,
Und hat den Pabſt angelogen.
Alle Ablaße liegen nieder,
Man gelte dann und gebe wieder
Nach Gnaden und nach Minnen:
So ſoll man Sühne gewinnen.
Der Ablaß dünket Thoren gut,
Den ein Gauch dem andern thut:
Die Gnade einem Eſel wohl ziemt,
Daß er einem Ochſen Sünd' abnimmt.
— — — — — — — — —
Der Pabſt hat ein ſchönes Leben.
Mag er Sünde ohne Reu vergeben

ſagt, patriotiſchen Inhalts *). Die wenigen reli⸗ giöſen ſind allgemein; eins darunter, das Gebet:

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich ſichtbar führt? u. ſ. w.

So ſollte man ihn ſteinen,
Ob er der Chriſten einen
Oder deheiner Schlachte Barn
Ließe hin zur Höllen fahr'n.
— — — — — — — — — —
Alle Schatzes Flüſſe gehn
Zu Rome, bis ſie da beſtehn;
Und Rome doch nimmer wird voll:
Das iſt ein unſinnig Hohl!
So kommt alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar.
Wo ſie die behalten,
Deß muß Glück walten.
Zu Rome iſt alles Rechtes Kraft,
Und aller Falſchheit Meiſterſchaft.
Römiſch Segen und ſein Gebot
Die ſind Pfaffen und Layen Spott.
— — — — — — — — — —
Wer auch falſcher Eide gehrt,
Der findet ihrer gute Pfennigwerth,
Was zu Rome feiles iſt;
Da ſieht man manchen falſchen Liſt.
Weib' und Pfaffen leben da wohl:
Die zweie niemand ſcheiden ſoll.

*) Da den meiſten Leſern das Taſchenbuch wohl nicht zur Hand iſt, ſo ſetze ich das Verzeichniß

könnte, ganz wie es iſt, in unſre Geſangbücher aufgenommen werden, wie wir denn auch ein Lied des gleichfalls von Voß angefeindeten Novalis mit großer Erbauung in unſern Kirchen ſingen.

Der Uebertritt meines Bruders Friedrich von Schlegel, zur Römiſch Katholiſchen Kirche iſt erſt im Sommer des Jahres 1808 in Deutſchland bekannt geworden. Geſetzt aber auch, ich hätte dieſen Uebertritt ſchon im vorhergehenden Jahre

---

her, damit jeder in der Sammlung der Gedichte meines Bruders nachſchlagen, und ſich ſelbſt hievon überzeugen könne.

An die Dichter. An Viele. Im Walde. Frankenberg bei Achen. Das Gedicht der Liebe. Calderon. An Camoens. Spruch. Geſang. Sinnbild. Spruch. Wechſelgeſang. Das verſunkene Schloß. Spruch. Eulenſpiegels guter Rath. Mahomets Flucht. An den Befreier. Spruch. Spruch. Gebet. Friede. Spruch. Spruch. Das Alte und das Neue. Im Speſſart. Deutſche Sinnesart. Eintritt in die Deutſche Schweiz. Auf dem Feldberge. Weihe des Alten. Spruch. Fortunata.

vorausgeſehen, oder vermuthet, oder gewußt: war es mir nicht erlaubt, aus ſeinen öffentlichen Aeußerungen diejenigen hervorzuheben, womit ich vollkommen einverſtanden war: die Anſicht der Zeitereigniſſe, die vaterländiſchen Geſinnungen? Sind nicht die Geiſter frei? und bin ich für die Ueberzeugungen und Lehren meiner Freunde ſolidariſch verantwortlich? Kann mir zugemuthet werden, gegen einen Bruder, mit dem ich ſo lange in inniger Gemeinſchaft und Verbrüderung der Geiſter wiſſenſchaftlich und litterariſch gewirkt, mich ausdrücklich und öffentlich zu erklären? Ich ſollte nicht meynen, wiewohl ich mir das Recht dazu vorbehalte. Wenn ſeitdem, nicht bloß über die Religion, ſondern auch über viele andre Gegenſtände unſere Anſichten und Meynungen ſich noch viel weiter, ja unvereinbar getrennt hätten: iſt es nicht genug, wenn ich fortfahre zu lehren und zu ſchreiben, was mir nach der redlichſten Prüfung für Wahrheit gilt?

Im Jahr 1807 war jener Aufſatz geſchrieben; ſiebzehn Jahre nachher gründete Voß dar-

auf ſeine Anklage gegen mich. Wenn nach allem obigen ſein anfängliches Mißverſtändniß noch einigermaaßen begreiflich wäre: hätte nicht mein nachheriger Lebenslauf, der ihm unmöglich ganz unbekannt bleiben konnte, ihn aus dem Irrthume ziehen müſſen? Volle vierzehn Jahre, vom Frühlinge 1804 bis 1818 lebte ich mit Ausnahme eines halbjährigen Beſuchs und der im Hauptquartiere der Nord-Armee zugebrachten Zeit, entfernt von Deutſchland; und es war mir ſchon phyſiſch unmöglich, die Wirkſamkeit des eingebildeten Bundes zu leiten. Aber, in Wahrheit! der Druck des weltlichen Despotismus laſtete zu ſchwer auf mir, als daß ich Luſt und Muße gehabt hätte, für die Herſtellung eines geiſtlichen Despotismus zu arbeiten. Ich lebte im Hauſe der Frau von Stael, der edeln Frau, welche wegen ihres feſten Sinnes, der ſich durchaus zu keiner ſchmeichleriſchen Huldigung verſtehen wollte, wegen der Wärme, womit ſie ſich der Unterdrückten annahm, wegen ihres Europäiſchen Ruhmes und ihrer unwiderſtehlichen Beredſamkeit

ſchon dem Conſul Bonaparte, nachher dem Kaiſer Napoleon vor allen verdächtig war, und immer mehr das Ziel ſeiner Verfolgungen ward. Nachdem Napoleon erklärt hatte, es gebe politiſche Verbrechen, welche die Staatsraiſon nicht erlaube, zur öffentlichen Kenntniß gelangen zu laſſen, welche man deswegen ohne Gericht und Urtheil in aller Stille beſeitigen müſſe; nachdem er, in Folge dieſes Considérant, ſechs Baſtillen für eine in Frankreich eingerichtet hatte: ſo konnte man ſich ohne einen allzu kühnen Schwung der Einbildungskraft die Einſchließung in ein Staatsgefängniß ganz natürlich vorſtellen. Platz genug war da. Es iſt thöricht, unnützer Weiſe der Tyrannei eine Art von Recht gegen ſich zu ſchaffen. In Frankreich legte mir die Rückſicht auf meine Freundin die größte Vorſicht und Zurückhaltung auf; aber gleichgeſinnten Landsleuten mich zu eröffnen, verſäumte ich keine Gelegenheit. Es geſchah in Wien im Jahre 1808 am Schluſſe meiner Vorleſungen vor dreihundert Zuhörern. Unter dem Vorwande, Gegenſtände der Deutſchen

Geſchichte zu großen dramatiſchen Darſtellungen zu empfehlen, ſprach ich die vaterländiſche Erinnerung, den Schmerz über die Gegenwart, und den Glauben an eine beſſere Zukunft aus. Der Franzöſiſche Geſandte und mehrere von verbündeten Staaten waren gegenwärtig: einige meiner Freunde fanden, ich hätte mich zu weit gewagt. Meine Worte mochten wenig Beredſamkeit haben; aber in der damaligen Lage, unter ſo dringenden Beſorgniſſen, ſo zweifelnden Hoffnungen bewirkten ſie eine ſichtbare Rührung und ungewöhnliche Bewegung der Gemüther; ich erhielt viele Beweiſe des Beifalls und der Theilnahme.

Von Wien aus machte ich eine Reiſe nach dem Norden von Deutſchland, um meine Mutter und meine Geſchwiſter zu beſuchen. Hier ſah ich meinen Geburtsort in eine Landſtadt des Weſtphäliſchen Königreichs verwandelt. Ich fand viele Kurzſichtige, welche glaubten, die Ruhe der Staaten ſey nun für immer geſichert; Begünſtigte der neuen Macht, denen alles in roſenfarbenem Lichte erſchien; aber auch freigeſinnte Män-

ner, welche die Schmach eines ſolchen Joches, eines ſo läppiſchen Provinzial-Despotismus unter der Vormundſchaft des eiſernen Europäiſchen, tief empfanden, und auf Herſtellung hofften: unter dieſen meine Brüder, den Rechtsgelehrten in Hannover und den Geiſtlichen in Göttingen. Unvergeßlich bleibt mir das Geſpräch mit meinem ehrwürdigen Lehrer Heyne. Hoch bejahrt, in einer körperlichen Verfaſſung, die ihn ſeinen nahen Tod vorausſehen ließ, ſprach er von der Lage Deutſchlands mit der feurigen Indignation eines Jünglings. Beſonders aber beſchäftigte ihn die Gefahr der eindringenden Barbarei, indem bei der Verſchwendung eines üppigen Hofes und den militäriſchen Anſtrengungen von den erpreßten Staatseinkünften nichts für den öffentlichen Unterricht übrig blieb, den man auch gefliſſentlich herunterbringen wollte. Er hat die Stiftungen für Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit gegen die ausländiſchen Staatsminiſter mit dem beharrlichſten Muthe verfochten. Hierin ſtand ihm Johannes Müller bei, aber, wie mir Heyne ſcho-

nend andeutete, nicht mit gleicher Feſtigkeit. Auch Johannes Müller beſuchte ich in Caſſel, und es entging mir nicht, daß er unter dem reichgeſtickten Rock, womit er täglich an jenem abgeſchmackten Hofe erſcheinen mußte, an einem gebrochenen Herzen ſich verzehrte. Er unterhielt mich von ſeinem Lieblingsgedanken, ganz von den Geſchäften zurückgezogen, wieder als Gelehrter zu leben. Im folgenden Jahre erfuhr ich den Tod des in ſeltenem Grade wohlwollenden, nur zu ſchwachen Mannes, ohne Befremden, aber mit tiefer Rührung.

Die zweite Ausgabe meiner Gedichte erſchien im Jahre 1811, als Napoleons Weltherrſchaft ihren höchſten Gipfel erreicht hatte. Hier ſagte ich in einem Gedicht auf der Reiſe, auf dem Rückwege aus Frankreich nach der Schweiz bei Fort l'Ecluſe:

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen,
Stärkten ſie den Deutſchen Sinn.

Lang' ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß,
Euch geweiht iſt all mein Schmerz!
Was euch trifft, iſt mein Verhängniß;
Fallt ihr, ſo begehrt mein Herz,
Daß nur bald ſich mein Gebeine
Vaterländ'ſchem Staub vereine.

Die Beziehung der letzten Strophe hob ich noch beſtimmter heraus durch die Angabe des Zeitpunktes der Abfaſſung: es war im Frühlinge des Jahres 1807, vor Wiedereröffnung des Feldzugs. In einem andern Gedicht an die Irrführer heißt es:

Helft nun! Die Rieſenflügel ſpreizt der Geier,
Er facht im Lande der Verwüſtung Lohe,
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren.

Welcher Leſer könnte wohl in dem rieſenhaften Geier das Feldzeichen Napoleons, den uſurpirten Römiſchen Adler, verkennen? Um die Aufmerkſamkeit der Cenſur abzulenken, ſetzte ich darüber: „Nach dem Propheten Jeſaïas;“ wie denn auch viele Ausdrücke und Gleichniſſe aus dem hei-

ligen Sänger entlehnt ſind. Da mir mehr und mehr die Hoffnung verſchwand, jemals wieder in Deutſchland leben zu können, ſo wünſchte ich meinen Landsleuten in dieſen und andern Gedichten wenigſtens ein Zeugniß meiner Geſinnungen zu hinterlaſſen.

Im Frühlinge deſſelben Jahres 1811 wurde ich auf eine Denunciation des Präfecten von Genf bei dem Polizei-Miniſterium aus dem Franzöſiſchen Reiche verbannt. Nach dem Einzuge der Alliirten in Paris habe ich das Original dieſer Denunciation in Händen gehabt. Sie lautete dahin: ein gewiſſer M. Chelègue, mehrjähriger Hausgenoſſe der Frau von Stael, ſey anti-Napoleoniſch, anti-Franzöſiſch, mit einem Worte Deutſch geſinnt, und müſſe ferner nicht in Frankreich geduldet werden. Der Präfect hatte wenigſtens keine Unwahrheit geſagt: ſo verhielt es ſich wirklich. Ich zog mich nach der Schweiz zurück, und bat in Bern den Kanzler des Schweizeriſchen Bundes, Hrn. Mouſſon, mich offenherzig über meine Lage aufzuklären: ob die Schweiz

mich beſchützen könne, falls mein Aufenthalt der Franzöſiſchen Regierung verdächtig würde? Er erwiederte: die geringe Kraft des Widerſtandes, welche die Schweiz noch beſitze, müſſe für die öffentlichen Angelegenheiten aufgeſpart werden; für Privat-Intereſſen bliebe nichts übrig; ſelbſt die Anſiedelung in der Schweiz, die Erwerbung des Bürgerrechtes in irgend einem Canton, könne mir nach meiner Vertreibung aus Frankreich nicht mehr helfen.

Im Sommer 1812, eben bei dem Ausbruche des Ruſſiſchen Krieges, begleitete ich Frau von Stael auf ihrer Flucht vor Napoleon nach England, als dem Freihafen der Menſchheit. Sie wurde wie eine Gefangene betrachtet, ihr Vorhaben mußte äußerſt geheim gehalten werden, und um zum Ziele zu gelangen, mußte ſie Europa umkreiſen. Nach aller Wahrſcheinlichkeit mußten wir, jeder von ſeinem Vaterlande, für immer Abſchied nehmen. Dieſer Gedanke brachte meine verewigte Freundin beinahe zur Verzweifelung. Ich ſtärkte ihren wankenden Entſchluß, ich ſuchte

ihr Muth einzuflößen. — „Faſſen Sie ſich! Die„ſer gewaltſame Zuſtand kann nicht dauern. Ich „bin feſt überzeugt, ich werde noch das Glück ha„ben, Sie über Dover und Calais nach Paris „zurück zu begleiten.“ — Und ſo erfolgte es wirklich binnen weniger als zwei Jahren. Nach der Kataſtrophe in Fontainebleau eilte ich ſogleich, um mein gegebenes Wort zu löſen, aus den Niederlanden nach England, wohin ich mich mit dem erſten Großbritanniſchen Packetboot einſchiffte, das in Calais gelandet war. —

Nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten und Beſchwerden, zuletzt noch der Gefahr eines Schiffbruchs während der Aequinoxial-Stürme auf dem Bothniſchen Meerbuſen, langten wir glücklich in Stockholm an. Hier, zum erſtenmal mit freier Hand, entwarf ich die Schrift: Sur le système continental, welche zu Anfange des Jahres 1813 erſchien. Dieſe Schrift war zunächſt dazu beſtimmt, die öffentliche Meynung in Schweden aufzuklären*).

*) Der Eigenthümer der einzigen Druckerei in Stockholm, welche auf den Druck eines Franzö-

Sie wurde in das Schwediſche, Ruſſiſche, Deutſche und Engliſche überſetzt; im Originale in England, Deutſchland, zuletzt in Paris wieder gedruckt. Während des Feldzuges begleitete ich den Kronprinzen, jetzt regierenden König von Schweden als ſein Secretär, um für die Zwecke des Europäiſchen Bundes Schriften in Franzöſiſcher und Deutſcher Sprache auszufertigen. Ich hatte das Glück, naher Zeuge großer Thaten und denkwürdiger Begebenheiten zu ſeyn. Ich lief dabei keine andre Gefahr als die, wenn ich in die Ge-

---

ſiſchen Buches eingerichtet war, wagte nicht meine Schrift zu drucken, bis er die eigenhändige Verſicherung des Hofkanzlers hatte, daß ſie mit voller Genehmigung der Regierung erſcheine. Er war bisher ein Bewunderer Napoleons geweſen, und hatte mehrere Anpreiſungen ſeines politiſchen Syſtems verlegt. Nachdem er aber aus dem Abſatz meiner Schrift, wovon er das Manuſcript unentgeltlich erhielt, beträchtliche Summen gelöſt hatte, ſo fing er an ſeine Meinung zu verändern, und Napoleons wahre Größe zu bezweifeln.

fangenſchaft des Feindes gerieth, wie ein aufrühriſcher Unterthan des Weſtphäliſchen Königreichs, und wie ein Hochverräther behandelt zu werden. So hatte Napoleon mit dem General Winzingerode, ebenfalls aus Hannover gebürtig, gegen alles Kriegsrecht verfahren wollen, und hätte es gethan, wenn der General nicht durch Czerniſcheff befreit worden wäre. Hätte ich über Napoleons Grundſätze des Staatsrechts noch irgend einen günſtigen Zweifel gehegt, ſo konnte ein heftiger Ausfall von ihm in der Leipziger Zeitung, der einzigen, welche nach dem Rückzuge von Dresden noch in ſeiner Gewalt war, gegen den Kronprinzen von Schweden und deſſen Umgebungen, worunter auch ich bezeichnet und genannt war, mich hinreichend ins Klare ſetzen *).

*) Kurze Zeit vor der Leipziger Schlacht beſuchte ich den General Woronzoff in ſeinem Lager, der in ſtarken Eilmärſchen von einem Streifzuge jenſeits der Saale zurückkam. Verſpätet durch die Ermüdung meiner Pferde in grundloſen Wegen, hatte ich der Schwediſchen Kanzlei nicht folgen

Ich übergehe die nächſten Jahre, während welcher ich mich bemühte, die hergeſtellte Ruhe für meine Lieblings-Studien zu benutzen, dabei aber theils durch öffentliche Ereigniſſe, wovon ich wiederum Zuſchauer war, theils durch Schickſale, die mich ſchmerzlich betrafen, vielfältig geſtört ward. Ich bemerke nur, daß ich die ganze Zeit bis zum Frühlinge des Jahres 1818 entfernt von Deutſchland abwechſelnd in Frankreich, der Schweiz und Italien zubrachte. Mein letztes Geſchäft vor meiner Rückkehr war die Herausgabe des Werkes: Considérations sur les principaux événements de la Révolution Françoise, ouvrage posthume de Madame de Stael, welche ich ge-

---

können, und mußte noch in der Nacht allein mehrere Meilen zurücklegen, um das Hauptquartier zu erreichen. Als ich im Winter darauf mit dem General Woronzoff in Hannover zuſammentraf, ſagte er mir bei der erſten Begrüßung: „Als „Sie an jenem Abend von mir Abſchied nah„men, glaubte ich nicht anders, als Sie wür„den unterwegs von einer Streifpartei aufgefan„gen werden.“

meinſchaftlich mit dem Sohne der unſterblichen Verfaſſerin und ihrem Schwiegerſohne, dem Herzoge von Broglie, beſorgte *). In zwei Abſchnitten dieſes Buchs (De l'inauguration du Concordat à Notre-Dame, und Du mélange de la réligion avec la politique) wird von dem Verhältniſſe der Römiſchen Kirche zum Staat gehandelt: von dem angemaaßten und angeſtrebten, und von dem Verhältniſſe, welches zum Beſten des Staats und der Religion Statt finden ſollte. Hier iſt das Aergerniß mit dem Napoleoniſchen Katechismus authentiſch ins Licht geſtellt. Das Benehmen vornehmer Prälaten bei den politiſchen Umgeſtaltungen Frankreichs wird geſchildert: ihre bis zur Entweihung getriebene Schmeichelei ge-

*) Mein Name ward nicht auf den Titel geſetzt, weil ich als ein Ausländer in Frankreich dem Buche keine Gewährleiſtung ſchaffen konnte, falls die Staatsbehörden einen Verſuch gemacht hätten, es zu unterdrücken. Mein Antheil an der Herausgabe iſt aber in der Vorrede beſtimmt angezeigt.

gen den Kaiſer Napoleon; ihre ſo ganz' verän⸗
derte Sprache nach dem Glückswechſel; die Ein⸗
ſchärfung entgegengeſetzter Bürgerpflichten durch
dieſelben Geiſtlichen, auf denſelben Kanzeln, mit
Berufung auf dieſelbe geheiligte Auctorität, mit
Androhung derſelben ewigen Höllenſtrafen. Es
ließ ſich hierauf anwenden, was König Lear beim
Shakſpeare ſagt: Ja und Nein zugleich, das
war keine gute Theologie! — Doch fände ſich
noch wohl eine Ausrede. Man möchte etwa er⸗
wiedern: „Keineswegs! Nicht zugleich Ja und
Nein; nicht ganz zugleich: ſondern geſtern Ja und
und heute Nein!“ — Die geſchichtliche Darſtel⸗
lung in dem genannten Werke der Frau von
Stael geht nur bis zum 5ten Julius 1815, ſonſt
hätte das ſeitdem in Frankreich vorgefallene ei⸗
nen reichhaltigen Nachtrag zu dem Capitel von
der Vermengung der Religion mit der Politik
liefern können.

Entweder ich bin über die Ultramontaniſten
und Congreganiſten ganz irrig berichtet, oder die⸗
ſes Buch ſteht bei ihnen in der entſchiedenſten

Verdammniß; und einen Antheil an deſſen Herausgabe gehabt zu haben, wenn auch einen bloß litterariſchen, kann mich bei ihnen nicht ſonderlich empfehlen. . . . .

Ich wiederhole meine Frage: war alles dieß Voſſen unbekannt geblieben? Ihm, der ſo genaue Erkundigung über die Tritte und Schritte ſeiner ſelbſt gewählten Gegner einzuziehen pflegte? Und hätte nicht die Kenntniß auch nur von einem kleinen Theile der angeführten Thatſachen ihn vermögen müſſen, ſeine Hypotheſe als unhaltbar aufzugeben? — Aber weit gefehlt! In dem wiſſenſchaftlichen Beruf, dem ich mich ſeit dem Jahre 1818 ausſchließend gewidmet, fand er eine neue Beſtätigung. Ich habe das Sanskrit erlernt; mich bemüht, die Denkmale der Alt-Indiſchen Litteratur ans Licht zu ziehen; von einer Regierung, welche jede Erweiterung der Wiſſenſchaft fördert, bin ich dabei bereitwillig unterſtützt, und beſonders beauftragt worden, dieſes Studium in Deutſchland einheimiſch zu machen. Ich habe meinerſeits mich weder Mühe noch Ko-

ſten verdrießen laſſen, Reiſen bloß zu dieſem Zweck nach Paris und London gemacht. Es iſt auch ziemlich gut damit gelungen: gründliche Gelehrte ſind als meine Mitarbeiter in dieſem Fache aufgetreten; ſchon haben ſich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium hat an Herrn Wilhelm von Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden.

Wer ſollte es denken? Ich that alles nur für die Zwecke des bewußten geheimen Bundes. Die Brahmanen waren von jeher, ſo weit die Geſchichte reicht, ein erblicher Prieſterſtand, welcher große Vorrechte genoß; aus der Religion, die ſie lehrten, iſt die Geſetzgebung und geſellſchaftliche Verfaſſung Indiens hervorgegangen. Unter dem Scheine einer bloß gelehrten Beſchäftigung mit der Litteratur und den Alterthümern dieſes Landes wollte ich eigentlich die Prieſterherrſchaft in unſerm Europa fördern; durch die Darſtellung der Mythologie einen myſtiſchen Aberglauben vorbereiten; und was ich von den Brah-

manen erzählt, wollte ich mit den Jeſuiten zur Wirklichkeit gebracht wiſſen.

Wenn dem ſo iſt, ſo muß ich nur beſorgen, daß meine Winke zu verſtohlen waren, und daß die meiſten Leſer meiner Indiſchen Bibliothek ſie gar nicht gefaßt haben werden. Man muß geſtehen, ich wußte ehemals nachdrücklicher gegen Napoleon zu ſchreiben, der doch noch ziemlich mächtig war, als für die Jeſuiten, die doch ſchon ziemlich mächtig ſind. Man muß geſtehen, ihr Orden hat an Franzöſiſchen Schriftſtellern und Rednern ganz anders rüſtige Verfechter gefunden. die der Sache gerade auf den Leib rücken. Was bin ich gegen einen Vicomte de Bonald? gegen einen Abbé de La Mennais? gegen einen Biſchof von Hermopolis? Während ich noch mühſelig den Rückweg vom Benares nach dem päbſtlichen Rom ſuche, rücken die Jeſuiten triumphirend in ihre ehemaligen Collegien wieder ein, und bemächtigen ſich der Kanzeln, der Beichtſtühle, der Schulen. Meine orientaliſchen Hülfstruppen vom Ganges werden dabei keine beſſere Figur machen,

als jener alte zum Sprüchworte gewordene Entſatz von Mantua, welcher erſt vierzig Tage nach Einnahme der Feſtung anlangte. Die guten Väter werden mich auslachen, wenn ich nun komme und meinen Lohn begehre. Sie hören ſonſt, wie man zu ſagen pflegt, das Gras wachſen; aber von meinen Bemühungen zu ihren Gunſten haben ſie gewiß nichts verſpürt.

Bei dieſer unvergleichlichen Hypotheſe hat Voß mir jedoch eine große Unkunde der Geſchichte und der Alterthümer Aſiens zugetraut, oder er iſt ſelbſt darin befangen geweſen. Die Brahmanen waren und ſind ein erblicher Prieſterſtand, folglich heiratheten ſie, ja die Ehe wird ihnen ſchon im Geſetzbuche des Manus zur Pflicht gemacht. Ferner haben ſie durchaus keine Hierarchie: von Geburt ſind ſie alle gleich; nur Wiſſenſchaft, Weisheit und ausgezeichnete Frömmigkeit kann einen Vorrang unter ihnen begründen. Es iſt keine beſondere Würde an den Tempeldienſt geknüpft: ſie halten die äußerlichen Verrichtungen bei den Feſten, Proceſſionen und Opfern,

das ganze Ceremonienweſen, für eine ſehr unter⸗geordnete Beſtimmung. Sie ſchätzen den Anbau der Geiſteskräfte ſo hoch, daß ihnen jede wiſſen⸗ſchaftliche Beſchäftigung für eine Art von Got⸗tesdienſt gilt. Sie lieben die Philoſophie: es gab von jeher Philoſophen unter ihnen; und alle Syſteme der Metaphyſik, nicht bloß ſolche, die mit den Lehren ihrer geoffenbarten Bücher überein⸗ſtimmen und ſie beſtätigen, ſondern auch vernei⸗nende und freigeiſteriſche Syſteme konnten unter ihnen aufkommen, und ungeſtört von Verfolgun⸗gen ſich in Indien verbreiten.

Alles dieß taugte ausgemacht nicht in mei⸗nen Kram, und ich konnte etwas weit beſſeres finden. Mit Einem Schritt über den Ganges, mit dem zweiten über das Himalaya⸗Gebirge, wäre ich nach Tibet gelangt. Hier hatte ich in der Perſon des Dalai⸗Lama einen Pabſt, ſo zu ſagen, unter der Hand. Und was für einen Pabſt! Nicht etwa bloß einen Nachfolger des vornehmſten Apoſtels des Buddhismus: ſondern eine Verkörperung des Religions⸗Stifters ſelbſt,

deſſen Seele von Patriarchen zu Patriarchen in den heutigen übergegangen. Ferner eine ſehr vollkommen geordnete Hierarchie, welche ihre Verzweigungen durch ganz China, durch das centrale Aſien, und weſtlich bis zu den Kalmücken an der Wolga erſtreckt; allgemeine Eheloſigkeit der Prieſter, Litaneien, Gebets- und Segensformeln in einer fremden, ausgeſtorbenen und dem Volke unverſtändlichen Sprache; die Verehrung der Reliquien; Mönchs- und Nonnenklöſter; Faſten, wogegen die Cartäuſer noch gelinde ſind; überhaupt einen Cultus, deſſen Formen und Ceremonien denen der Römiſchen Kirche ſo auffallend ähnlich ſehen, daß mehrere Gelehrte vermuthet haben, dieſe ſeyen aus der Nachahmung jener entſprungen; wogegen der ſcharfſinnigſte und gelehrteſte Kenner der Oſtaſiatiſchen Sprachen, Litteraturen und Alterthümer, Herr Abel Rémuſat, behauptet, der Tibetaniſche Gottesdienſt ſey nach chriſtlichen Vorbildern gemodelt.

Es war einfältig von mir, mich bey den Brahmanen aufzuhalten. Für den Buddhismus

hätte ich mich erklären ſollen: damit war noch etwas auszurichten!

Ich habe allerdins von der Wiſſenſchaft und Weisheit der Brahmanen mit Achtung geſprochen. Das thaten ſchon die Griechen. Das that in neueren Zeiten Voltaire ebenfalls, wiewohl er dabei nur aus äußerſt mangelhaften zum Theil entſtellenden Berichten ſchöpfen konnte. War es dem ſcharfſinnigen Manne etwa auch darum zu thun, die theokratiſche Verfaſſung in Europa herzuſtellen und zu befeſtigen? Noch hat ſich kein Voß in Frankreich gefunden, der ihn deſſen angeklagt hätte.

Um keine Seite der Voſſiſchen Beſchuldigungen zu übergehen, ſetze ich die auf meine gelehrten Arbeiten bezüglichen Stellen der Anti-Symbolik her.

Th. I. S. 105. Anm.

„Er (Hr. Creuzer) konnte es (das Buch von „Ward) leicht bekommen durch ſeinen Freund „A. W. von Schlegel, Mitglied des geheimen „Bundes zur Herſtellung des Mittelalters. Auch

„er in der Indiſchen Bibliothek I, 1 (Bonn „1820) bekennt ſich alſo: „Der Zuſammen„hang der alten prieſterlichen Lehre und Verfaſ„ſung Indiens mit der früheſten Bildungs„geſchichte der Weſtwelt iſt, in Hinſicht der Zeit, „der Weiſe, der Richtung, worin die Mittheilun„gen erfolgt ſeyn mögen, weit räthſelhafter, gleich„wohl ſehr wahrſcheinlich, ja durch ſo viele „auffallende Uebereinſtimmungen wird „er faſt unläugbar." p. XII. Zu Wegwei„ſern in die Indiſche Mythologie empfiehlt er „p. 34 die weiſen Männer Jones, Robertſon „und Maurice; nicht Wilford, nicht Po„lier, ein Wohlkundiger. Wir andern, meynt „er, wiſſen nicht, daß Maurice bloß nacher„zählt: nach Jones, des Dionyſus Geburtsberg „Meros bei Nyſa ſey Meru bei Naiſchada; „nach Wilford, der wahre Dionyſus ſey „Dewa-Nahuſcha oder Deonauſch, ein Er„oberer bis Waraha-Dwip, und ſo fort. Aber, „ſagt Hr. von Schlegel, „wen es vergnügt, ein „paar Bände hindurch auf das verruchte Heiden-

„thum ſchimpfen zu hören, der mag das Buch „von Ward leſen, welches jedoch in England viele „Leſer zu finden ſcheint.“ “

S. 120.

„Ehe der Artillerie-Leutnant Wilford im „Jahre 1792 die gediegenſten Grundwahrheiten „der ſymboliſchen Offenbarung, genannt Indoma-„nie, von ſeinem Pandit durch gar verſtändige „Fragen herauslockte, hatte bereits 1789 der Prä-„ſident Jones, oder, wie der Indoman Hr. A. „W. von Schlegel ihn betitelt, Sir William „Jones*), in Nebenſtunden der rühmlich ver-

*) Ich betitle den berühmten Gelehrten, wie jedermann in England thut. Sir, als Anrede, iſt von ganz allgemeinem Gebrauch; dem Taufnamen vorgeſetzt, iſt es der Titel eines Ritters oder Baronets, und ſo unzertrennlich damit verbunden, daß man wohl den Familien-Namen weglaſſen kann, wenn die Perſon ſchon ſonſt hinlänglich bezeichnet iſt, niemals aber den Taufnamen. Z. B. Sir Isaac Newton, und wenn der Name in derſelben Rede öfter vorkommt, bloß Sir Isaac. So wenig verſtand der Mann, wel-

„walteten Staatsgeſchäfte, mit der vergleichenden „Mythologie, wie er ſagt, durch Pomey's „Hülfe geſpielt.“

S. 136.

„Sir William Jones, der weiſe Menſchen= „und Völker=Kenner, hat mit anderen ſeiner Art,“ „nach der Bemerkung des Sir Wilhelm von Schle= „gel (Ind. Bibl. I, 1. p. 34), „das Große und „Schöne in jenen uralten Ueberlieferungen ge= „fühlt und in einem menſchlichen und philoſophi= „ſchen Sinne darüber geſprochen. Jetzt aber iſt „eine Partei —“ Nun, die laſſen wir gehn, oder

———

cher den Shakſpeare zu überſetzen unternahm, den gemeinſten Engliſchen Sprachgebrauch! daß Voß, nachäffend, mich Sir Wilhelm von Schlegel nennt, ſoll vermuthlich ein Spott darauf ſeyn, daß ich mich A. W. von Schlegel unterzeichne. Mich berechtigt dazu ein Diplom, wodurch Kaiſer Ferdinand der Dritte meinem Urältervater für ſich und ſeine männliche Nach= kommenſchaft zugleich den Reichs= und Ungari= ſchen Adel verliehen, und wovon das Original in meinen Händen iſt.

„wünſchen ihr mitzupilgern in das Land, wo der „Pfeffer wächſt.“

Wenn es Voſſen bloß um die Wahrheit, um die Berichtigung wiſſenſchaftlicher Irrthümer, zu thun war, ſo begreife ich nicht, wie ich dazu kam, von ihm aus eigenem Antriebe in den Streit hineingezogen zu werden. Hrn. Creuzers Schriften handeln von vielen Dingen, die weit außerhalb des Kreiſes meiner Forſchungen liegen. Deswegen habe ich mich nie darüber ausgeſprochen, weder in der Indiſchen Bibliothek, noch anderswo. Hr. Creuzer behauptet einen großen Zuſammenhang zwiſchen den Religionen der alten Völker. Dieſe Meynung hat im Allgemeinen viel für ſich. Im einzelnen aber kann man bei der Herleitung eines Cultus aus einem fremden Lande nicht behutſam genug zu Werke gehn, wo es uns an geſchichtlichen Zeugniſſen fehlt, und wo wir die Mittelglieder und Wege der Mittheilung nicht nachweiſen können. Die vielgeſtaltigen polytheiſtiſchen Religionen ſind dennoch aus Einem und demſelben Princip entſprungen: aus einer höchſt

lebendigen Anſchauung der Natur. Die magiſche Gewalt, welche die Naturkräfte über ſinnliche Gemüther ausübten, verdunkelte die reinere Erkenntniß der großen einfachen Religionswahrheiten, in deren Beſitz wenigſtens ein Theil des älteſten Menſchengeſchlechtes geweſen zu ſeyn ſcheint. Dagegen wurde durch eben dieſe magiſche Gewalt der unbewußt ſpielenden Einbildungskraft der Glaube an ihre eignen Schöpfungen aufgenöthigt: ſo entſtand Mythologie, ein räthſelhaftes unauflösliches Gewebe von kühnen, ungeheuern, furchtbaren und lieblichen Dichtungen; die bunte Hülle der Erfahrung, der Ueberlieferung, und der ahndungsvollen Betrachtung. In den Religionen der alten Völker bemerkt man allgemeine Aehnlichkeiten, welche daraus entſtanden ſeyn können, daß überall dieſelben Triebe, Bedürfniſſe und Anlagen der menſchlichen Natur wirkſam waren; und wiederum beſondere Uebereinſtimmungen, welche uns berechtigen auf eine vorgefallene Mittheilung zu ſchließen. Jene muß man ſorgfältig von dieſen unterſcheiden. Wenn

der alte gottbegeiſterte Geſetzgeber bei den Indiern Manus heißt, bei den Griechen Minos; der erſte König bei den Aegyptiern Menes, bei den Lydiern Manes; wenn wir bei den Aegyptiern genau dieſelbe Erblichkeit der Stände, dieſelbe Caſten-Eintheilung als Grundlage der ganzen geſelligen Verfaſſung finden, wie bei den Indiern; hier und dort die Lehre von der Unſterblichkeit mit der beſondern Beſtimmung der Seelenwanderung; hier und dort die Verehrung und Schonung der Kuh als eines geheiligten Thieres; hier und dort daſſelbe Verbot gewiſſer Speiſen; wenn Manus in ſeinen Sprüchen eben ſo wie die alten Griechiſchen Dichter lehrt, durch vier Weltalter hindurch ſey das Menſchengeſchlecht, von der urſprünglichen Vollkommenheit immerfort ausartend, allmählich zu dem gegenwärtigen Zuſtande der Verderbtheit und des Unheils herabgeſunken: dürfen wir dieſe Uebereinſtimmungen ſo geradezu für zufällig erklären? Wird nicht der beſonnenſte und vorſichtigſte Forſcher ſich bewogen finden, einen vorgeſchichtlichen Zuſammen-

ſammenhang anzunehmen? Die Religionen haben ſich örtlich und national bis zu einer erſtaunlichen Verſchiedenheit entwickelt; gewiſſe Grundzüge aber ſcheinen die Völker aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, und in die Wohnſitze, wo wir ſie kennen lernen, ſchon mitgebracht zu haben. Dazu kommt nun die Verwandtſchaft der Sprachen (z. B. des Sanskrit, des Griechiſchen und des Lateiniſchen), welche eine urſprüngliche Verwandtſchaft ſehr weit von einander entfernt wohnender Völker unwiderleglich beweiſet.

Voß hat in der zuerſt angeführten Stelle mehrere meiner Ausdrücke unterſtrichen, als ob Wunder was verdächtiges dahinter ſteckte. Jedem in dieſen Unterſuchungen nicht ganz unbewanderten Leſer war es wohl klar, daß ich bei „der früheſten Bildungsgeſchichte der Weſtwelt" hauptſächlich das alte Aegypten vor Augen hatte. Robertſon, Sir William Jones und Maurice habe ich wegen ihrer allgemeinen Anſicht von den Indiſchen Alterthümern gelobt, nicht wegen der kritiſchen Genauigkeit im einzelnen. Zwar hat Ro-

bertſon die Geſchichte des Handels mit Indien vortrefflich behandelt; er hat die hohe Cultur dieſes Landes, ſo weit unſre geſchichtlichen Nachrichten hinaufreichen, ins Licht geſetzt: von der Religion und Mythologie handelt er nur nebenbei. Es konnte mir nicht einfallen, die von Jones angeſtellte Vergleichung der Indiſchen Mythologie mit der Griechiſchen und Römiſchen anzupreiſen. Sein unkritiſches Verfahren hiebei hat ſchon vor vielen Jahren Heyne gerügt *), ſo daß Voß darüber gar nicht einmal etwas neues ſagt. Aber wer wird nicht einem um die Gelehrſamkeit und um die Menſchheit ſo hochverdienten Manne die Schwäche eines voreiligen und mislungenen Verſuchs gern zu gute halten? In jenem Aufſatze ſprach ich von der dichteriſchen Seite der Indiſchen Mythologie, und dieſe hat Jones in ſeinen Hymnen auf die Indiſchen Götter ſehr geſchmackvoll hervorgehoben.

*) Vergl. Göttingiſche Anzeigen 1790. Band III. S. 1459.

Ich habe ferner Ward's Buch getadelt. Voß giebt zu verſtehen, es ſey mir deswegen zuwider, weil darin der Brahmaniſche Aberglaube nachtheilig geſchildert wird, da ich hingegen dieſen in einem günſtigen Lichte zeigen wolle, um einen Europäiſch-chriſtlichen Aberglauben zu befördern *). Wie ſolche Combinationen in den Kopf eines Menſchen kommen können, iſt ſchwer zu begreifen. Von einem Miſſionar, und vollends von einem Miſſionar, welcher den Verdruß gehabt

*) Ein Deutſcher Miſſionar im ſüdlichen Indien hat mir auch in einem Briefe Ungerechtigkeit gegen Ward vorgeworfen. Der wackre Mann hatte mich ſo misverſtanden, als ob ich das Werk der Miſſionen überhaupt herabſetzen wollte, vor welchem ich vielmehr die größte Achtung hege, wenn es aus wahrer Frömmigkeit unternommen, und mit dem gehörigen Verſtande betrieben wird. Ward hat ſich aber ſelbſt als den Miſſionar geſchildert, wie er nicht ſeyn ſoll. Zweierlei misfiel mir nicht nur, ſondern empörte mich in ſeinem Buche. Erſtlich die Anſchwärzung einer Nation von hundert und zwanzig Millionen Menſchen bei ihren ausländiſchen Beherrſchern; dann

hat, niemand zu bekehren, kann es nicht ſonderlich befremden, wenn er den vergeblich bekämpften Götzendienſt mit den ſchwärzeſten Farben malt; dem philoſophiſchen Forſcher iſt es aber auch nicht zu verargen, wenn er einem ſo einſeitigen Berichte ſein Zutrauen verſagt. Wird wohl jemand behaupten, man müſſe die Religion und Mythologie der Griechen und Römer, mit Uebergehung ihrer eignen Dichter, ihrer Geſchichtſchreiber, ihrer Kunſtwerke, ausſchließlich aus den

---

die unzweideutige Anmahnung, den Götzendienſt durch gewaltſame Maaßregeln zu unterdrücken. Das Buch iſt in England fleißig geleſen worden, von einer Religionspartei, welche das Bekehrungsgeſchäft auf ſolche Weiſe betrieben wiſſen will, wie es ſchwerlich etwas heilſames wirken, zuverläßig aber die Brittiſche Herrſchaft in Indien ſtürzen würde. Ich hatte mir vorgeſetzt, den Brief des Deutſchen Miſſionars mit meiner Antwort zuſammen drucken zu laſſen; unter ſo vielen andern Arbeiten iſt aber die letzte halb vollendet liegen geblieben. Hier iſt es meinem Zwecke fremd, den intereſſanten Gegenſtand weiter abzuhandeln: es kann aber ein andermal geſchehen.

Streitſchriften des Arnobius und anderer Kirchenväter adversus paganos kennen lernen? Freigebig zugeſtanden, alles, was ſie ſagen, ſey wahr: ſo iſt es doch nicht die ganze Wahrheit; ſie haben nur Eine Seite der Sache gefaßt. Es fällt ſchon an ſich ſchwer genug, ſich in die Denkart der Vorzeit zu verſetzen; wenn man mit leidenſchaftlicher Parteilichkeit an das Werk geht, und ſogleich zur Verurtheilung ſchreitet, ſo wird es damit gewiß nicht gelingen. Die Aufgabe für den Denker iſt vielmehr, zu begreifen, wie ſolche Meynungen, Sitten, Gebräuche haben entſtehen und ſo tief wurzeln können, daß ſie ein auf Jahrtauſende hin unvertilgbares National-Gepräge hervorgebracht? Wie es kam, daß die Menſchen tauſendfache Hemmungen ihrer natürlichen Freiheit vermöge einer religiöſen Geſetzgebung ſich ſo willig gefallen ließen? Endlich zu beſtimmen, welchen Einfluß die Religionen auf die moraliſche, intellectuelle und imaginative Ausbildung gehabt? Wo man dann vielleicht mit Erſtaunen würde eingeſtehen müſſen, daß trotz dem verkehrteſten

Aberglauben, ja zum Theil aus ihm, viel Schönes, Gutes und Großes ſich entwickelt hat.

Es iſt nicht im mindeſten zu tadeln, daß Voß Hypotheſen beſtritt, die nach ſeiner Meynung gewagt und grundlos wären. Aber dieſes Beſtreben hätte ihn vermögen ſollen, die Erforſchung der Alt-Indiſchen Sprache und Litteratur als verdienſtlich anzuerkennen. Denn je mehr die Wiſſenſchaft ſich erweitert, deſto enger wird das Gebiet der Hypotheſe beſchränkt. Sind erſt die einheimiſchen Urkunden der Indier vollſtändiger ans Licht gezogen, gründlich ausgelegt, nach ihrem Alter und ihrer Aechtheit kritiſch beleuchtet: dann wird es nicht mehr erlaubt ſeyn, bei Unterſuchungen über den Zuſammenhang der Brahmaniſchen Religion und Mythologie mit der Religion und Mythologie anderer alter Völker bei den vielleicht verfälſchten, auf jeden Fall mittelbaren Berichten ausländiſcher Zeitgenoſſen ſtehen zu bleiben; man wird auf die Quellen zurückgehn müſſen. Daß der Pater Paulinus und Anquetil du Perron ſich ſchlecht auf die Indiſchen Alter-

thümer verſtanden, habe ich ſchon im erſten Bande meiner Indiſchen Bibliothek bemerkt. Im erſten Hefte des zweiten, welches gleichzeitig mit dem erſten Bande der Anti-Symbolik erſchien, und alſo von Voß für den zweiten Band noch benutzt werden konnte, habe ich ausführlich von Wilford geſprochen. Ich habe es in das hellſte Licht geſetzt, wie ſeine bereitwillige Selbſttäuſchung, verbunden mit einer künſtlich angelegten Myſtification, eine ſolche Maſſe des Apokryphiſchen durch alle ſeine Schriften verbreitet hat, daß ſie völlig unbrauchbar ſind. Wer künftig noch nach meiner Warnung Wilford als Gewährsmann anführt, wird eingeſtändig ſeyn müſſen, daß er ſich ſelbſt gefliſſentlich verblenden will. Herr Creuzer hat ſich, wie vor ihm andre Gelehrte, häufig auf Wilford berufen; ich zweifle nicht, er wird bei einer künftigen Ausgabe ſeiner Symbolik alle dieſe Anführungen ausſtreichen, und andre Beweisgründe ſuchen. In einem der letzten Hefte meiner Indiſchen Bibliothek habe ich gegen Hrn. Creuzer behauptet, die Fabel von dem Eroberungszuge des Bacchus

nach Indien ſey erſt ſeit Alexander dem Großen, und durch ihn, aufgekommen. Hätte man mich über die Herleitung des Bacchusdienſtes aus Indien befragt, ſo würde ich viele Zweifel und Bedenklichkeiten geäußert haben.

Vor langer Zeit erfuhr Voß, wie er ſelbſt erzählt (Anti-Symbolik, Th. II. S. 104), von Hrn. Schütz, dem Herausgeber der Jenaiſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung, ich habe die Recenſion ſeiner mythologiſchen Briefe übernommen gehabt, nachher aber das Buch zurückgegeben. Mir war dieß gänzlich entfallen: doch erinnere ich mich nun, daß ich bei Leſung der mythologiſchen Briefe den allgemeinen Anſichten des Verfaſſers gar nicht beiſtimmen konnte; daß ich jedoch einſah, zu deren Widerlegung müſſe ich neue und ſehr ins einzelne gehende Studien machen, wozu es mir damals an Muße gebrach. Ich verſäumte alſo eine ſehr günſtige Gelegenheit, in der angeſehenſten kritiſchen Zeitſchrift Einwürfe gegen Voſſens Lehren vorzutragen.

Was bewog nun den Verfaſſer der Anti-Symbolik, mich für ſeinen Gegner, für einen Bundesgenoſſen des Herrn Creuzer, und, was ihm als einerlei galt, für einen Mitverſchwornen gegen die Rechte der menſchlichen Vernunft zu erklären? Mir kommt es nicht zu, Vermuthungen hierüber aufzuſtellen: die Leſer, denen mein ſonſtiges litterariſches Verhältniß zu ihm bekannt iſt, mögen ſelbſt ſeine Triebfedern errathen.

Den Lobrednern dieſes Mannes aber ſtelle ich anheim, ob ſie ſeine Redlichkeit und Wahrheitsliebe auf Koſten ſeines Verſtandes retten wollen, oder ſeinen Verſtand auf Koſten ſeiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Wenn ſie beides zu retten wiſſen, werde ich ihre Geſchicklichkeit rühmen; wenn ſie beides aufgeben, ihre Vorſicht.

Aberglauben, ja zum Theil aus ihm, viel Schönes, Gutes und Großes ſich entwickelt hat.

Es iſt nicht im mindeſten zu tadeln, daß Voß Hypotheſen beſtritt, die nach ſeiner Meynung gewagt und grundlos waren. Aber dieſes Beſtreben hätte ihn vermögen ſollen, die Erforſchung der Alt-Indiſchen Sprache und Litteratur als verdienſtlich anzuerkennen. Denn je mehr die Wiſſenſchaft ſich erweitert, deſto enger wird das Gebiet der Hypotheſe beſchränkt. Sind erſt die einheimiſchen Urkunden der Indier vollſtändiger ans Licht gezogen, gründlich ausgelegt, nach ihrem Alter und ihrer Aechtheit kritiſch beleuchtet: dann wird es nicht mehr erlaubt ſeyn, bei Unterſuchungen über den Zuſammenhang der Brahmaniſchen Religion und Mythologie mit der Religion und Mythologie anderer alter Völker bei den vielleicht verfälſchten, auf jeden Fall mittelbaren Berichten ausländiſcher Zeitgenoſſen ſtehen zu bleiben; man wird auf die Quellen zurückgehn müſſen. Daß der Pater Paulinus und Anquetil du Perron ſich ſchlecht auf die Indiſchen Alter-

thümer verſtanden, habe ich ſchon im erſten Bande meiner Indiſchen Bibliothek bemerkt. Im erſten Hefte des zweiten, welches gleichzeitig mit dem erſten Bande der Anti-Symbolik erſchien, und alſo von Voß für den zweiten Band noch benutzt werden konnte, habe ich ausführlich von Wilford geſprochen. Ich habe es in das hellſte Licht geſetzt, wie ſeine bereitwillige Selbſttäuſchung, verbunden mit einer künſtlich angelegten Myſtification, eine ſolche Maſſe des Apokryphiſchen durch alle ſeine Schriften verbreitet hat, daß ſie völlig unbrauchbar ſind. Wer künftig noch nach meiner Warnung Wilford als Gewährsmann anführt, wird eingeſtändig ſeyn müſſen, daß er ſich ſelbſt gefliſſentlich verblenden will. Herr Creuzer hat ſich, wie vor ihm andre Gelehrte, häufig auf Wilford berufen; ich zweifle nicht, er wird bei einer künftigen Ausgabe ſeiner Symbolik alle dieſe Anführungen ausſtreichen, und andre Beweisgründe ſuchen. In einem der letzten Hefte meiner Indiſchen Bibliothek habe ich gegen Hrn. Creuzer behauptet, die Fabel von dem Eroberungszuge des Bacchus

nach Indien ſey erſt ſeit Alexander dem Großen, und durch ihn, aufgekommen. Hätte man mich über die Herleitung des Bacchusdienſtes aus Indien befragt, ſo würde ich viele Zweifel und Bedenklichkeiten geäußert haben.

Vor langer Zeit erfuhr Voß, wie er ſelbſt erzählt (Anti-Symbolik, Th. II. S. 104), von Hrn. Schütz, dem Herausgeber der Jenaiſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung, ich habe die Recenſion ſeiner mythologiſchen Briefe übernommen gehabt, nachher aber das Buch zurückgegeben. Mir war dieß gänzlich entfallen: doch erinnere ich mich nun, daß ich bei Leſung der mythologiſchen Briefe den allgemeinen Anſichten des Verfaſſers gar nicht beiſtimmen konnte; daß ich jedoch einſah, zu deren Widerlegung müſſe ich neue und ſehr ins einzelne gehende Studien machen, wozu es mir damals an Muße gebrach. Ich verſäumte alſo eine ſehr günſtige Gelegenheit, in der angeſehenſten kritiſchen Zeitſchrift Einwürfe gegen Voſſens Lehren vorzutragen.

Was bewog nun den Verfaſſer der Anti-Symbolik, mich für ſeinen Gegner, für einen Bundesgenoſſen des Herrn Creuzer, und, was ihm als einerlei galt, für einen Mitverſchwornen gegen die Rechte der menſchlichen Vernunft zu erklären? Mir kommt es nicht zu, Vermuthungen hierüber aufzuſtellen: die Leſer, denen mein ſonſtiges litterariſches Verhältniß zu ihm bekannt iſt, mögen ſelbſt ſeine Triebfedern errathen.

Den Lobrednern dieſes Mannes aber ſtelle ich anheim, ob ſie ſeine Redlichkeit und Wahrheitsliebe auf Koſten ſeines Verſtandes retten wollen, oder ſeinen Verſtand auf Koſten ſeiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Wenn ſie beides zu retten wiſſen, werde ich ihre Geſchicklichkeit rühmen; wenn ſie beides aufgeben, ihre Vorſicht.

III.

Nachſchrift.

Ich habe mich in den beiden Abtheilungen der obigen Erklärung eines zudringlich freundlichen Katholiken und eines abſtoßend zänkiſchen Proteſtanten zu erwehren gehabt. Ich hoffe, es iſt auf ſolche Weiſe geſchehen, daß weder meine proteſtantiſchen, noch meine katholiſchen Mitbürger und Landsleute ſich dadurch verletzt finden können. Wenn ein katholiſcher Gelehrter ſich in demſelben Falle befände, daß ihm proteſtantiſche Denkart und verdeckte Begünſtigung des Proteſtantismus durch ſeine Schriften angedichtet worden wäre, ſo würde er wahrſcheinlich daſſelbe thun, und jedermann würde es gut heißen. Dem Deutſchen Pu-

blicum kann es wohl gleichgültig ſeyn, wie unter ſo vielen gelehrteren und tiefſinnigeren Schriftſtellern ein Einzelner über Religionsſachen geſinnt iſt, wovon in den meiſten ſeiner Schriften gar nicht einmal gehandelt wird. Aber mir liegt daran, von den Zeitgenoſſen und der Nachwelt, wenn anders das nächſte Menſchenalter noch Kenntniß von mir nimmt, nicht misgedeutet zu werden. Mir liegt daran, das gegen mich erregte Mißtrauen zu heben, als ob unter dem, was ich in meinen litterariſchen Hervorbringungen und wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſo redlich und offen darlege, noch etwas anderes im Hinterhalte verſteckt liege.

Da nicht nur mir ſelbſt ein beabſichteter, oder ſchon halb vollbrachter, oder vielleicht verheimlichter Uebertritt, ſondern auch das Beſtreben angedichtet worden iſt den Uebertritt Anderer zu bewirken, ſo konnte ich freilich nicht umhin, die notoriſchen Uebertritte unſerer Zeit im allgemeinen zu erwähnen. Man wird mir leicht glauben, daß es ſehr ungern geſchehen iſt. Viele Uebertritte ſind in dem Kreiſe meiner Beobachtung

vorgefallen. Einige darunter haben mich ſehr nahe berührt. Aber gerade dieſer Umſtand machte mich zurückhaltend, und ich habe nur nothgedrungen mein Stillſchweigen gebrochen. Wenn die Uebergetretenen in meiner Erklärung, daß ich nicht geſonnen bin, ihrem Beiſpiele zu folgen, ſchon einen Angriff und einen Anfang der Feindſeligkeiten ſehen, ſo wird dieß ohne Zweifel nur ihrer neu angenommenen Denkart zuzuſchreiben ſeyn. Ich meinerſeits wünſche, daß ſie, bloß ihres Uebertrittes wegen, nicht im mindeſten beeinträchtigt werden mögen.

Wir können es unmöglich als einen allgemeinen Grundſatz aufſtellen, jeder ſolle bei der Religion verharren, die von ſeinen Vorfahren und Vätern auf ihn vererbt worden iſt. Die Befolgung dieſes Grundſatzes hätte die Verbreitung des Chriſtenthums, und wiederum in neueren Zeiten die Verbreitung der Reformation unmöglich gemacht. Ferner behaupten wir als Proteſtanten das Recht der freien Prüfung. Dieſes Recht wäre aber illuſoriſch, wenn wir nicht zugeben

wollten, daß ein redlicher Prüfer, nach Maaßgabe ſeiner Geiſteskräfte, Kenntniſſe und Einſichten, auf ein dem unſrigen entgegengeſetztes Reſultat geführt werden könne. Das Verhältniß der heiligen Schriften zu einem ſyſtematiſchen Lehrbegriff iſt ein ſehr verwickeltes; noch verwickelter wird es dadurch, daß ja eben auch über den Grad und Umfang der Gültigkeit geſtritten wird, welche man neben den ſchriftlichen Urkunden der Ueberlieferung und den Beſchlüſſen des chriſtlichen Gemeinweſens zugeſtehen ſoll. Es iſt, ſo zu ſagen, eine irrationale Gleichung. Daß hiebei keine ſtreng wiſſenſchaftlichen Demonſtrationen möglich ſind, welche jedem einleuchten müſſen, ſobald er nur die Begriffe gefaßt hat, beweiſet der Erfolg. In der Geometrie giebt es keine Secten. In der Chriſtenheit hat die Abweichung der Meynungen von den Zeiten der Apoſtel her angefangen. Vollkommene Einheit der Lehre hat nur durch künſtliche und gewaltſame Mittel behauptet oder hergeſtellt werden können. Bei der allgemeinen Annahme feſtgeſetzter

Formeln ſteht es noch dahin, was jeder ſich da- bei denkt: weil für den metaphyſiſchen Theil der Dogmatik die Ausdrücke aller menſchlichen Spra- chen inadäquat ſind.

Indeſſen ſind ſolche theologiſch gelehrte Ueber- tritte; vorbereitet durch ein kritiſches Studium der Schrift in den Urſprachen, der Kirchenväter, der Kirchen- und Dogmengeſchichte, endlich der neueren Polemik, wohl die ſeltenſten unter allen. Aber die geiſtigen Bedürfniſſe der Menſchen und ihre daher entſpringenden Neigungen und Abnei- gungen ſind gar mannichfaltig; nach ihrer indi- viduellen Richtung kann dieſe oder jene Form des Chriſtenthums eine ſtärkere Anziehungskraft auf den Einzelnen ausüben. Die Römiſch Ka- tholiſche Kirche unterſcheidet ſich von der Evan- geliſchen nicht bloß in ihren Lehren; ſondern auch durch die Hierarchie und kirchliche Verfaſſung, und durch die Geſtalt des Gottesdienſtes. Wer wollte es läugnen, daß dieſe Dinge mächtig auf die Einbildungskraft wirken können? Was die Hirarchie betrifft, ſo erwähne ich ſie nicht in Be-

zug auf das Bündniß des weltlichen Ehrgeizes mit dem geiſtlichen. Die Geſchichte zeigt uns allerdings Beiſpiele von berühmten und berüchtigten Uebertritten, welche erfolgt ſind, quia honor sacerdotii firmamentum potentiae adsumebatur. In einem benachbarten Lande ſehen wir vor Augen, wie ſich ein ſolcher politiſcher Religionseifer bis in Regionen hinunter verbreiten kann, wo man es gar nicht mehr erwarten ſollte. Nein, ich rede hier bloß von dem Eindrucke, den die Stufenleiter der geiſtlichen Würden bis zu dem gemeinſamen Mittelpunkte und Gipfel hinauf, die metaphoriſche Genealogie der Weihungen bis auf den Stifter zurück, zu machen vermögend iſt. Bei allen ſolchen Zuthaten und Umgebungen der Religion, die einzig und allein im Geiſte und im Herzen wohnt, kommt noch dieſes in Betracht, daß das den bisherigen Gewöhnungen entgegengeſetzte eben durch ſeine Neuheit um ſo ſtärker wirkt. Die Anziehungskraft kann hier alſo in beiden Richtungen Statt finden.

In den Drangſalen des Lebens vollends glaubt wohl ein geängſtetes Herz in einem neuen Gelübde Troſt und Halt zu finden. Wer nahe daran iſt, in den Wellen unterzugehen, ergreift wohl auch einen brüchigen Aſt als den Anker ſeiner Rettung. Wozu nun eine vorübergehende Gemüthsſtimmung hingeriſſen hat, das will man bei einer ruhigeren Verfaſſung nicht wieder zurücknehmen, um nicht mit ſich ſelbſt in offenkundigen Widerſpruch zu gerathen. Ob aber jene gehoffte Befriedigung in der Fremde gefunden wird, die man zu Hauſe vielleicht nie in vollem Ernſte geſucht hatte, das iſt eine andre Frage.

Zur freien Religionsübung gehört auch die Freiheit der Uebertritte. Es dürfen ihnen alſo keine äußern Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, die wenigen Fälle ausgenommen, welche die Geſetzgebung allerdings vorausſehen muß, um Zwieſpalt und Zerrüttung in den Familien zu verhüten. Wo Chriſten verſchiedener Bekenntniſſe in einem Staate beiſammen leben, iſt vollkommene Gleichheit der bürgerlichen Rechte das

beſte

beſte Mittel zur Bewahrung der Eintracht. England, ſo groß durch die Feſtigkeit ſeiner geſetzlichen Einrichtungen, iſt noch nicht bis zu dieſem glücklichen Verhältniſſe gelangt. In einigen Ländern Europa's haben die neueſten Ereigniſſe Fortſchritte herbeigeführt. In den vereinigten Niederlanden fanden alle unterdrückten Religionsparteien eine ſichre Zuflucht; auch einzelne wegen ihrer Meynungen verfolgte Gelehrte; Spinoza's und Bayle's Schriften wurden dort gedruckt. Die Freiheit war ſo groß, daß ungehindert neue Sekten geſtiftet werden konnten. Jedoch waren alle, die ſich nicht zu der herrſchenden Kirche bekannten, von Staatsämtern ausgeſchloſſen. Dieß war eine natürliche Folge davon, daß in Holland wie in England die freie Verfaſſung aus dem ſiegreichen Kampfe gegen den aufgedrungenen Katholicismus hervorgegangen war. Aber die Sicherheits-Maaßregel hatte in Holland die Gefahr lange überlebt, und überlebt ſie in England in gewiſſem Grade noch jetzt. In Deutſchland war, ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden, die Gleichheit

der Rechte beider Religionsparteien in dem unvollkommnen Staatenbunde, der noch das Deutſche Reich hieß, anerkannt; ſogar durch das Jus discedendi in partes auf eine für die gemeinſame Wirkſamkeit nach außen ſehr nachtheilige Weiſe. Indeſſen war es ein immer bewaffneter Friede, wo jeder eiferſüchtig darüber wachte, daß kein Eingriff in ſeine Rechte geſchähe. Deutſchland zerfiel großentheils in katholiſche und proteſtantiſche Staaten. Wo ſich eine kleine Minderzahl von Bürgern der in dem einzelnen Staate bloß geduldeten Kirche fand, blieb ſie von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen. Durch die Aufhebung der geiſtlichen Fürſtenthümer, durch die neue Umgränzung der Staaten, wo nunmehr die Bevölkerung beinahe bis zur Gleichheit oder wenigſtens in einem ſtarken Verhältniſſe aus beiden Religionsparteien zuſammengeſetzt iſt, mußte jene Ausſchließung wegfallen. Wie könnte ein Staat wohl gedeihen, der ſich ſelbſt der Kenntniſſe, der Talente, der thätigen Tugenden eines ſo großen Theils ſeiner Angehörigen bei der Führung ſei-

ner Geſchäfte beraubte, und dadurch ein gereich-tes Mißvergnügen über eine ſolche Zurückſetzung nährte? Wie gleiche Pflichten, ſo haben auch Alle gleiche Rechte und Anſprüche.

Dieſen Grundſätzen ſcheint es gemäß zu ſeyn, daß durch die geſetzlich erlaubte Handlung des Uebertrittes hieran nichts eingebüßt werde. Es iſt aber auch in anderer Hinſicht wünſchenswerth, daß einem Uebergetretenen von Staats wegen nichts nachtheiliges widerfahre. Dieß könnte gar leicht zum Märterthum umgedeutet werden; und das Märterthum, weiß man ſchon, lockt zur Nachfolge: vollends ſo ein gelindes Märterhum, wobei man ſich im Spiegel der Eigenliebe mit einem Nimbus um das Haupt, mit einem Palmenzweige in der Hand erblicken kann, und dabei doch ein ziemlich behagliches irdiſches Daſeyn genießt.

An den angenehmen Verhältniſſen des geſelligen Lebens mögen die Uebergetretenen oft eine Einbuße erleiden: das liegt in der Natur der Sache, und ſteht nicht zu ändern. Wenige Freundſchaften ſind ſo feſt gegründet, daß ſie

nicht durch einen hervortretenden Widerſtreit der Meynungen über irgend einen wichtigen Gegenſtand erſchüttert werden ſollten. Seine eigene Denkart und die abweichende des Freundes gleichſam von oben herab in ihrem ganzen individuellen Zuſammenhange unparteiiſch zu betrachten: dazu gehört philoſophiſcher Geiſt, und dieſer iſt ſogar unter den gebildetſten Ständen ſehr ſelten. Seine Empfindlichkeit, ſeine Aufwallungen, ſein eignes Unrecht macht man dem Freunde zum Vorwurf; ſo ſtellt ſich bald von der einen Seite, bald von der andern zuerſt, Kälte, Gleichgültigkeit und Abneigung ein. Ach! es iſt nur zu wahr, was der große Dichter ſagt:

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Jeder, der in der menſchlichen Geſellſchaft lebt, muß es ſich gefallen laſſen, daß ſeine Bekannten und Mitbürger über ſeine einigermaaßen bedeutenden Handlungen hin und her ſprechen, daß ſie die Triebfedern zu errathen ſuchen, und

dárnach ihr Urtheil fällen. Wie vielmehr muß dieſes bei einem ſo auffallenden Entſchluß, als ein Uebertritt iſt, erfolgen! Die chriſtliche Gemeinſchaft, worin der Uebergetretene auferzogen worden, worin die Uebrigen verharren, war ihm nicht gut genug. Iſt es nicht natürlich, daß die letzten die Erinnerung an ſeinen bisherigen Lebenslauf prüfender aufwecken, ihn in ſeinem fernern Lebenslaufe mit einer genaueren Beobachtung begleiten? Allen Menſchen gilt die Sittlichkeit, die thätige Tugend für den Prüfſtein des Ernſtes in der Religion. „Opfer, Andacht, Almoſen, Buße, ſagt ein Indiſcher Dichter, können auch aus Heuchelei geübt werden; Wahrheit, Ausdauer, Geduld, Uneigennützigkeit, wohnen nur in großen Seelen.“ — Man iſt begierig zu ſehen, ob unzweideutige Beweiſe einer neuen Heiligung zum Vorſchein kommen. Das gewöhnliche Reſultat wird wohl ſeyn, daß alles beim alten bleibt, ſowohl in Bezug auf die guten Eigenſchaften als auf die Schwächen, Fehler und unregelmäßigen Neigungen. Doch kommen

auch rührende und erhebende Ausnahmen hievon vor. Mag der Uebergetretene immerhin ſeinen Aufenthalt unter den neuen Glaubensgenoſſen wählen: ich bezweifle ſehr, daß er auch dort jener geſchärften Sitten-Cenſur werde entgehen können.

So weit bleibt jedoch alles noch in dem Kreiſe des Privatlebens beſchloſſen. Nehmen wir aber an, der Uebergetretene habe eine öffentliche Laufbahn, zum Beiſpiel als Schriftſteller; er ſetze ſeine Wirkſamkeit in dieſem Fache fort, und rücke mit dem Eifer eines neu angeworbenen Soldaten, der gern das Kreuz der Ehrenlegion verdienen will, für die Römiſche Kirche gegen uns in das Feld. Auch dieſes muß ihm verſtattet ſeyn. Proteſtanten und Katholiken widerſprechen einander durch die That; ihre Theologen ſind im alten Beſitz des Rechtes, ſich gegenſeitig zu widerlegen: ſie könnten ohne das ihre Dogmatik gar nicht lehren; die Polemik iſt ein integrirender Theil der Theologie. Dadurch wird das gute Verſtändniß nicht im mindeſten geſtört.

Wenn niemand ſeine Argumente mit Gewalt durchſetzen kann, ſo bleibt es nur, wie ich mich anderswo ausgedrückt habe, ein friedlicher Conflict der Meynungen. Ueberhaupt liegt die ausgedehnteſte Freiheit der Erörterung in Religionsſachen im Geiſte des Proteſtantismus. Und dieſes gilt nicht nur von den verſchiedenen chriſtlichen Partien; ſondern auch von dem Verhältniſſe der Philoſophie und der Geſchichtforſchung zur poſitiven Theologie.

Können wir es je vergeſſen, daß die Reformation nur vermöge der Preßfreiheit zu Stande gekommen iſt? Die unſchätzbare Kunſt der Buchdruckerei, ſeit einem halben Jahrhundert erfunden, wurde bereits mit Leichtigkeit ausgeübt; aber noch hatten die geiſtlichen und weltlichen Gewalthaber die Kraft dieſes Hebels der menſchlichen Geiſter und Gemüther nicht durch die Erfahrung kennen gelernt. Es gab noch keine polizeiliche Aufſicht über den Buchhandel, keine Cenſur, keine Bücherverbote. Ohne dieſen einzig glücklichen Umſtand hätte Luther wahrſcheinlich kein beſſeres

Schickſal gehabt als ſeine Vorgänger, und die Reformation wäre im Keime erſtickt worden.

Es verſteht ſich, das Recht der Erwiederung behalten wir uns vor. Sonſt aber laſſe man doch ja die Uebergetretenen frei ausreden, man laſſe ſie ungehindert mitten in proteſtantiſchen Ländern die Evangeliſche Lehre in Druckſchriften beſtreiten. Wir werden vielleicht etwas neues vernehmen, und etwas ſehr erſprießliches. Etwas neues: weil es gar wohl ſeyn könnte, daß die Uebergetretenen, wiewohl ſie den Lehrſätzen der katholiſchen Kirche unbedingt gehuldigt haben, dennoch vermöge ihrer früheren bei uns empfangenen Geiſtesbildung einen eigenthümlichen Geſichtspunkt dafür hätten; daß ſie gewiſſe Folgerungen dreiſt ausſprächen, welche die verſtändigſten unter den katholiſchen Theologen gern bei Seite ſchoben und in den Schatten ſtellten; und daß ſie uns dadurch eine verſtärkte Ueberzeugung von dem hohen Werth und der Wohlthätigkeit der Reformation gäben. Etwas ſehr erſprießliches: wenn ſich ergeben ſollte, daß die zur Römiſchen

Kirche übergetretenen Schriftſteller, wie viel Gelehrſamkeit und Scharfſinn ſie auch mit hinzubringen mochten, nunmehr alle Freiheit und Unbefangenheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung eingebüßt haben, und einbüßen mußten, um folgerecht zu bleiben. Mancher, der aus Regungen der Einbildungskraft und des Gefühls eine Anwandlung zum Uebertritt gehabt hatte, dem aber der Gedanke als ein edles Vorrecht der Menſchheit theuer iſt, wird durch dieſe Erſcheinung am nachdrücklichſten von der Nachfolge abgeſchreckt werden.

Als Bonaparte die Bücher-Cenſur verordnen wollte, und einer ſeiner Staatsräthe ihm vorſchlug, ſie auf die politiſchen Zeitſchriften und Bücher zu beſchränken, weil die übrigen Fächer ja unbedenklich ſeyen, erwiederte er: On peut faire de la politique sur tout. — Nach ſeinem Zwecke hatte er vollkommen Recht, und es war, wie ſo viele ſeiner Reden, ein treffendes Wort. Auf wie manchen Umwegen kann ohne ausdrückliche Aeußerung in der Philoſophie, in

der Geſchichtſchreibung und in der Litteratur das Streben nach einer geſetzlich freien Verfaſſung angeregt, oder der Despotismus empfohlen werden! Eben ſo ließe ſich nun wohl behaupten: On peut faire de la théologie sur tout. Mehrere unter den katholiſchen Neophyten in Deutſchland bemühen ſich beſtens, dieß ins Werk zu richten. Diejenigen, welche geradezu polemiſch auftreten, beweiſen ihre Freimüthigkeit: wir wiſſen im voraus, was wir von ihnen zu erwarten haben, und werden uns vermuthlich mit der Widerlegung nicht ſtark in Unkoſten zu ſetzen brauchen. Andere aber ſchreiben über eine Menge außerhalb der Theologie liegender Gegenſtände: über die Zeitereigniſſe; über den Geiſt des Zeitalters, das heißt über den moraliſchen, intellectuellen und ſocialen Zuſtand des heutigen Menſchengeſchlechtes; über alte und neue Weltgeſchichte; über Philoſophie und Litteratur. Sie geben ſich das Anſehen, als ob ſie wirklich freie philoſophiſche und hiſtoriſche Forſchungen anſtellten, und gleichwohl ſind ſie nur die Waffenträger einer auf dieſem

Gebiete ganz ungültigen geiſtlichen Auctorität. Das Verfahren dabei iſt ungefähr folgendes. Anfangs tritt man leiſe mit conciliatoriſchen Filzſohlen auf; wenn dieß ungerügt, und vielleicht von argloſen Leſern unbemerkt durchgegangen iſt, dann wird man dreiſter; man hohlt aus der Rumpelkammer der Zeiten Sätze hervor, die wenigſtens „an dieſer Seite der bewohnten Welt" längſt abgethan waren; man ſtellt ſie hin, als ob ſie ſich von ſelbſt verſtänden, und niemand etwas dagegen einzuwenden hätte; die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, welche den Zweifel und die Verneinung nothwendig herbeigeführt, verſchweigt man als gänzlich ungeſchehen, oder man erwähnt ſie aus der Ferne als Verirrungen des menſchlichen Verſtandes; jedoch klüglich, ohne ſich in irgend eine Erörterung einzulaſſen.

Ich will für jetzt keine Beiſpiele anführen. Eine Satire zu ſchreiben, wäre leicht; oder vielmehr, wie der Römiſche Dichter ſagt: es iſt ſchwer, keine Satire zu ſchreiben.

Daß die Römiſch Katholiſche Kirche ehemals, wie über alle weltlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker, ſo über alle menſchlichen Wiſſenſchaften ſich die oberſte Gerichtsbarkeit angemaaßt hat, iſt unläugbar. Man denke nur an Galilei, ſeit deſſen Verurtheilung vor dem Tribunale der Inquiſition kaum zwei Jahrhunderte verfloſſen ſind. Aber dieſe Anſprüche ſchlummern in den Archiven der Römiſchen Curie, wie ſo manche andere, die man wegen der ungünſtigen Zeitläufe nicht geltend zu machen weiß. Die eben bezeichneten Schriftſteller ziehen ſie unbeſonnener Weiſe wieder ans Licht. Sie ſollen auch hiemit willkommen ſeyn: denn ſo ſehen wir ja klar, daß es auf Feſſelung des menſchlichen Geiſtes abgeſehen iſt.

Jede wiſſenſchaftliche Unterſuchung muß nach den auf ihrem eigenen Gebiete gültigen Geſetzen ihren Gang ungehindert fortgehn. Wenn man ſie von einer fremden Auctorität abhängig machen, ihr im voraus die Reſultate vorſchreiben will, welche ſie finden ſoll, ſo iſt ihr ganzes Weſen aufgehoben, und ſie iſt eigentlich vernichtet.

Wer ſeiner Vernunft die Augen ausſticht, um irgend eine wiſſenſchaftliche Entdeckung nicht zu ſehen, der wird nachher für die Unterſcheidung des Wahren und Falſchen überhaupt blind ſeyn. Mancher hat hiebei nicht viel zu verlieren, weil er ſchon zuvor blödſichtig war. Wenn aber einmal ein Adler, von der Natur beſtimmt, gerade in die Sonne zu ſchauen, und mit ausgeſpreiteten Fittigen ſich ihr entgegenzuſchwingen, — wenn dieſer ſich mit ſeinen eignen Klauen blendete, das wäre in der That ein beklagenswerthes Schauſpiel.

Unbefugte Eingriffe der Theologie in die Rechte der Wiſſenſchaft, Hemmungen durch kirchliche Machtgebote, ſind leider auch in proteſtantiſchen Ländern verſucht worden. Neuerdings wieder auf eine ſehr unerfreuliche Weiſe in England. In einem zunächſt für das Engliſche Publicum beſtimmten Aufſatze habe ich unbefangen darüber geſprochen *). Meine Aeußerungen ſind jenſeit

*) Abriß von den Europäiſchen Verhältniſſen der Deutſchen Litteratur; jetzt wieder abgedruckt in meinen Kritiſchen Schriften Th. I. Zuerſt er-

des Meeres wohl verſtanden worden, und haben dort einige Aufmerkſamkeit erregt. Wenn ein ſo reicher und mächtiger Clerus, wie der Anglicaniſche iſt, eine enge Denkart hegt; wenn eine ſo zahlreiche, ſo angeſehene und durch die Strenge ihrer ſittlichen Grundſätze ſo achtungswürdige Religionspartei, mit ihm gemeine Sache macht, um die dem unwiſſenden Geiſtlichen unbequeme, dem Zeloten widerwärtige philoſophiſche und hiſtoriſche Skepſis zu unterdrücken; wenn beide, gegen Bücher, wodurch nach ihrem Vorgeben die Staatsreligion gefährdet wird, die weltliche Obrigkeit zum Beiſtande aufrufen, und dieſe, ſo weit der Buchſtabe der Geſetze reicht, ihn nicht verweigern darf: dann wird die Sache bedenklich. Eine Zeit lang kann dieß retardirend und ſogar zurückdrängend wirken, wie es gegenwärtig in England der Fall iſt. Auf die Dauer muß dennoch eine ſchon ſo weit gediehene intellectuelle und ſociale Bildung die Oberhand gewinnen.

ſchienen als Vorrede zu Bohte's Handbuch der Deutſchen Litteratur. London 1825.

Den Urſachen ſolcher Oscillationen in der religiöſen Denkart der Völker oder eines großen Theils von ihnen nachzuſpüren, iſt eine intereſſante Aufgabe. Ueberhaupt muß man geſtehen, keine Seite der Geſchichte bietet ſo auffallende und unerwartete Erſcheinungen dar, als eben die Religionsgeſchichte. Nicht nur Reactionen finden Statt: dieſe ſind natürlich, und ſogar nützlich, damit die beiderſeitigen Uebertreibungen, allmälig abgeſchwächt, ſich ins Gleichgewicht ſetzen; ſondern plötzliche Sprünge von einem Aeußerſten zum andern, vom Unglauben zur Schwärmerei, von der Gleichgültigkeit bis zum glühendſten Eifer, und umgekehrt, ſowohl bei der Menge als bei einzelnen Menſchen. Es wäre wohl vermeſſen, wenn jemand verſichern wollte, in irgend einem Lande, unter irgend einem Volke ſey die Entwickelung der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft ſo allgemein verbreitet und ſo feſt gegründet, daß ein Rückfall in den Aberglauben und Fanatismus für alle Folgezeit unmöglich ſey. Wie längſt erloſchene Vulcane können dieſe düſtern Mächte aus

ihren unterirdiſchen Tiefen einmal unverſehens hervorbrechen, und die angebaute Landſchaft in eine Wüſtenei verwandeln.

Sorglos ſoll man alſo im Beſitz der koſtbarſten Güter niemals werden; aber eine allzu ängſtliche Beſorgniß könnte auch auf Irrbahnen leiten. Die Symptome, welche ſich in Deutſchland hervorgethan, kommen mir ziemlich unbedeutend vor. Zum Theil ſind es Reactionen. Ferner war das verkehrte Streben nach Originalität durch Paradoxie und Affectation eine alte Krankheit unſerer Litteratur: nun iſt es auch einmal in eine andre Sphäre übergegangen. Neben der Originalitätsſucht iſt die Contagion der Nachahmung ſehr ſtark bei uns. Es ſind die bekannten Hämmel des Panurg, die ſich unaufhaltſam ins Meer ſtürzen, weil der Schelm Panurg einen mit Gewalt über Bord geworfen hatte. Einzelne Rücktritte ſind ſeit der Reformation wohl immer vorgefallen: ſie haben keinen Einfluß auf das Ganze gehabt, man hat ſie vergeſſen. Wenn ſie in dem letzten Menſchenalter, wie behauptet wird,

wirk-

wirklich häufiger in Deutſchland geworden ſind, als ehedem, ſo müſſen wir erwägen, daß die Weltgeſchichte überhaupt ſeit einem halben Jahrhundert ſehr raſchen Ganges fortgeſchritten iſt, und daß das Gedränge großer Ereigniſſe auch mancherlei geiſtigen Gährungsſtoff aufgeregt hat. Ich weiß wohl, was manche meiner Evangeliſchen Landsleute bei dem Uebertritt einzelner Deutſchen, bei den Bekehrungsverſuchen und insbeſondre bei der nur zu deutlich ausgeſprochenen Richtung einiger übergetretenen Schriftſteller beunruhigt: es iſt der Blick auf das weſtliche Europa. Sie denken: Jam proximus ardet Ucalegon! Ich ehre ihre Geſinnung ohne ihre Beſorgniſſe zu theilen. Wir haben viele und ſtarke Bürgſchaften. Das bei uns vorgefallene ſcheint mir mit jenen Ereigniſſen nicht in dem mindeſten Zuſammenhange zu ſtehen, und nur zufällig in der Zeit zuſammenzutreffen. Billigen mag es vielleicht dieſer oder jener Fanatiker in Deutſchland, daß in Frankreich, ungeachtet der beredteſten menſchlichen und chriſtlichen Gegenvorſtellungen, ein blutdürſtiges